

Paul de Kock's
humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Sechshundfünfzigster Theil.



Stuttgart:
Scheible, Nieger & Sattler.
1845.

Spent 20¢

Amount of the Home

Amount of the

20

Spent 20¢

Spent 20¢

Spent 20¢

Spent 20¢

20

Erstes Kapitel.

Die Unterhaltung am Kamine.

In der That, man sang, sich auf der Guitarre begleitend, für Blanca. Die Liebenden sind unvorsichtig: Urbain liebte zum ersten Male, denn man muß den Namen Liebe nicht jenen augenblicklichen Launen beilegen, die verfliegen, sobald sie befriedigt sind, und in jener Zeit erlaubten sich die jungen Leute bereits, einige Grillen zu haben; allein wenn sie wahrhaft liebten, so dauerte dieß, sagt man, länger als heutigen Tags, hauptsächlich bei den Spießbürgern; die Großen haben stets Vorrechte.

Eine erste Liebe veranlaßt uns, viele Unvorsichtigkeiten zu begehen, bei der zweiten hat man ein wenig mehr Erfahrung, bei der dritten weiß man sein Spiel zu verbergen; man bedarf in Allem der Uebung. Wenn die Frauen nicht bei ihrer ersten Liebe stehen bleiben, so geschieht dieß einzig und allein, um sich diese Uebung zu erwerben, und es erginge uns schlimm, wenn wir ihnen ein Verbrechen daraus machen wollten.

Allein Urbain war es gleichgültig, ob seine Liebe an den Tag kam; er hatte unaufhörlich die entzückende Gestalt, die er hinter den Scheiben erblickt

hatte, vor Augen, und er brannte vor Begierde, sie von Angesicht zu Angesicht zu betrachten. Was er in dem Bäckerladen gehört, hatte seine Hoffnungen befestigt und seine Liebe vielleicht erhöht, denn es lag etwas Romantisches in der Geschichte der jungen Waise. Die außerordentlichen Dinge entflammen die Einbildungskraft, und die eines Verliebten fängt sehr leicht Feuer.

Allein ehe man die Hindernisse, die dem Besitze des geliebten Gegenstandes entgegenstehen, aus dem Wege zu räumen sucht, muß man sich die Zuneigung dieses Gegenstandes erwerben, weil sonst alle Pläne, die man entwirft, zu nichts führen. Man troßt der Eifersucht eines Nebenbuhlers, dem Späherauge eines Vormünders, dem Zorne der Rache und den Dolchen von tausend Arguswächtern, allein man troßt nicht der Gleichgültigkeit der Person, die man liebt: vor diesem Hindernisse verschwinden alle Glücksträume; ein von wahrer Liebe ergriffenes Herz will ein Herz finden, das dem seinigen antwortet; jene thierische Liebe, die sich mit dem Besitze des Körpers begnügt, ohne sich um den Besitz der Seele zu bekümmern, konnte nur bei den ehemaligen kleinen Tyrannen stattfinden, welche die Reisenden plünderten und eine Frau mit dem Degen in der Faust eroberten, sie dann hinter sich auf ihr Pferd setzten, wie ein Mauthbeamter sich einer verbotenen Waare bemächtigt, und davon eilten, um sich mit ihrer Beute in ihrem Schlosse zu vergnügen, ohne es sich viel kümmern zu lassen, daß ihre rohen Liebkosungen durch Thränen beantwortet wurden.

Heutigen Tages ist die Liebe feiner: man wünscht vor Allem, zu gefallen, und mit seinen Guineen will ein fetter Lord ebensowohl das Herz als die Hand einer schönen Tänzerin rühren, und dieß gelingt ihm, weil die Tänzerinnen im Allgemeinen das Herz in der Hand haben.

Während Urbain sich mit der ganz einfachen Betrachtung, daß er sich vor Allem die Zuneigung der Waise erwerben müsse, beschäftigte, warf er die Augen auf einen kleinen Spiegel oberhalb seines Kamins. Der Spiegel widerstahlte Urbain sehr schöne Augen, denen die Liebe einen zärtlichen und schmachtenden Ausdruck verlieh, gut gewölbte Augenbrauen, einen angenehmen Mund, eine edle Stirne, kurz ein Ganzes, das ein junges Mädchen nicht in die Flucht treiben konnte, und ziemlich zufrieden mit dem Spiegel, lächelte der Liebende sich ein wenig an, indem er sagte: „Warum sollte sie mich nicht lieben?“ Nichts macht kokettischer als die Liebe.

Unser Liebhaber brachte den Tag damit zu, daß er Pläne entwarf, an den Spiegel ging und Seufzer ausstieß. Die Nacht kam; er fühlte jezt, daß er den ganzen Tag über noch nichts gegessen habe; nur die ohne Hoffnung Liebenden haben keinen Appetit (wie sie wenigstens sagen). Da Urbain noch keine Ursache hatte, an der Gegenliebe der Waise zu verzweifeln, so begab er sich in eine bescheidene Schenke. Dieser Name bezeichnete damals keinen Ort, an welchem man schlechte Gesellschaft traf. Peter Corneille, Bois-Robert, Rotrau, Colletet, Scarron und selbst viele große

Herrn besuchten die Häuser der Schenkwirthe, welche die Restaurateurs der frühern Zeit waren.

Während er sein bescheidenes Mahl einnahm, sagte Urbain zu sich: „Wie soll ich sie sehen? wie soll ich mich ihr zu erkennen geben? Blanca! der hübsche Name! wie er so gut für sie paßt! Allein dieser Barbier scheint nicht sehr umgänglich; sein Haus ist eine wahre Festung; dieses reizende Mädchen muß jedoch wissen, daß ich sie liebe, daß ich sie anbeete. Diesen Morgen hörte sie den Sängern zu; die letzte Romanze, welche sie gesungen haben, schien ihr großes Vergnügen zu machen. Ich kenne sie, diese Romanze; wohlan! ich will sie diesen Abend unter ihrem Fenster singen; vielleicht wird sie sich zeigen, vielleicht wird sie ihr Fenster öffnen, um frische Luft einzuathmen.“

Die Luft war ein wenig scharf, denn man befand sich in einer strengen Jahreszeit; allein ein Liebender glaubt sich stets im Frühlinge. Entzückt von seinem Gedanken läuft Urbain nach Hause, um seine Guitarre zu holen, und harret mit Ungeduld auf den Augenblick, in welchem die Straßen leer sind, um einem Mädchen, das er nicht kennt, ein Abendständchen zu bringen.

Diese spanische Sitte war damals in Frankreich sehr gebräuchlich; es gibt sogar noch viele kleine Städte, in denen sie sich erhalten hat und in denen die Liebenden zwischen zehn und elf Uhr Abends, sich mit der Guitarre begleitend, ihre Liebesgefühle im Gesange ausströmen. Allein in den großen Hauptstädten

singen nur noch die Blinden und die Orgelspieler Liebesgesänge auf den Straßen.

Als die den Liebenden günstige Stunde herbeigekommen war, hatte sich Urbain in die Straße des Bourdannais versetzt: er hatte das Haus des Barbiers leicht erkannt, da er es des Morgens ziemlich lange betrachtet hatte. Ein kleines Licht, das durch die Scheiben von Blanca's Fenster schimmerte, schien zu verkünden, daß das junge Mädchen noch nicht schlafte, dann hatte Urbain, ohne zu bedenken, daß die andern Bewohner des Hauses ihn hören werden, gesungen, und seiner Stimme den zärtlichsten Ausdruck gegeben.

Wir haben gesehen, welche Folge diese Unbesonnenheit hatte; bei dem Geräusche der sich öffnenden Riegel entfernte sich der junge Mensch schnell, und, am Eingange der Straße des Mauvaises-Paroles versteckt, hörte er die Drohungen und Schwüre des Barbiers.

„Er ist davon gelaufen!“ sagte der Barbier, in den Saal zurückkehrend und seinen Dolch erzürnt auf den Tisch werfend. Diese Worte scheinen den Zauber gelöst zu haben, der Rolands Klinge in der Scheide zurückhielt, und Chaudoreille zieht seinen Degen mit Blitzesschnelle, fährt mit ihm in der Luft umher und rennt hastig in den Laden, indem er ausruft: „Ah! jetzt, meine Herren Sänger, jetzt sollt ihr eure Wunder erfahren.“

„Ich habe Dir schon einmal gesagt, es sei Niemand mehr da!“ ruft Touquet aus, während Chau-

doreille Miene macht, die Thüre zu entriegeln. „Ich sprach eben nicht leise: der Schlingel wird mich gehört haben, er hat sich aus dem Staube gemacht.“

„Weißt Du es gewiß, daß Niemand mehr da ist,“ sagte Chaudoreille, immer noch seinen Degen schwingend.

„Ja, ohne Zweifel.“

„Ich habe Lust, mich davon zu überzeugen und die Straße zu durchsuchen.“

„Wenn Dir dieß Vergnügen macht, so steht es Dir frei.“

„Nein, es fällt mir bei, daß dieß eine Dummheit wäre. Sie werden vielleicht wieder kommen; es ist besser, man läßt sie ohne Mißtrauen herbeikommen, dann wollen wir über sie herfallen, und ich werde keinen Pardon geben.“

Mit diesen Worten steckt der Ritter seinen Roland wieder in die Scheide und begibt sich in den Saal zurück, wo er sich am Kamine niedersezt, und von Neuem einen Becher mit Wein füllt, den er auf einen Schluck austrinkt, um, wie er sagt, seine Wuth zu besänftigen. Der Barbier ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder; er war in heftiger Bewegung, und da er Chaudoreille's Gegenwart nicht zu bemerken schien, murmelte er von Zeit zu Zeit in düsterem Tone: „Was ich fürchtete, geschieht endlich! Diese schöne Blume ist bemerkt worden... sie werden sie Alle pflücken wollen... sie werden wissen wollen, wer sie ist, woher sie kommt! Dieß wird tausend Gespräche, tausend Nachforschungen zur Folge haben...“

und wer weiß, wohin das sie führen wird... Ich Dummkopf!... ich hatte wohl nöthig, dieses Kind in meinem Hause zu behalten... ich glaubte einen Meisterstreich zu thun... ich glaubte, dieß werde jeden Verdacht entfernen. Mußte ich nicht voraussehen, daß sie eines Tags sechszehn Jahre alt sein wird, daß sie reizend werden müsse, und daß man, um sie zu besitzen, alle Kunstgriffe, deren ich mich für Andere oft bedient habe, in Anwendung bringen werde?"

„Mein theurer Freund,“ sagte Choudoreille, zum dritten Male seinen bis an den Rand gefüllten Becher an die Lippen bringend, „mein wackerer Touquet, wenn Du die Kleine nicht mehr bei Dir behalten willst, so gib sie mir und ich stehe Dir dafür, daß kein Süßling es wagen wird, sie anzusehen.“

„Ich Dir sie geben?“ sagte der Barbier, als ob er jetzt erst bemerkt hätte, daß Choudoreille gegenwärtig sei. „Von wem sprichst Du? Antworte!“

„Ei, der Henker! Du, Du sprichst von der jungen Blume, die Du gepflückt hast; ich habe Dich sehr wohl gehört.“

„Du hast mich gehört!“ schrie Touquet, Choudoreille an dem Arme fassend, mit dem er den vollen Becher hielt; „und was habe ich gesagt? Was hast Du gehört? Sprich, Elender!... sprich doch!“

„Nimm Dich in Acht? Du schüttelst mir den Arm... sieh' da, mein Wamms ist bereits voller Weinsflecken!... Alle Teufel, Du wirst mir ein anderes geben müssen!“

„Was hast Du gehört?“ wiederholt der Barbier mit furchtbarer Stimme, seine geballte Faust gegen

Chaudoreille erhebend, während er ihm mit der andern den Arm so heftig schüttelt, daß ein großer Theil des Weins die Wangen und den Hals des Ritters benetzt.

„Nichts, nichts! ich schwöre Dir!“ stammelt der Ritter, die Augen niederschlagend, um den Blicken des Barbiers nicht zu begegnen; „ich sagte Dir bloß, daß dieser Wein Bläschen (fleurs, Blumen) werfe, und daß, wenn Du mir einige Bouteillen davon zum Aufbewahren geben wolltest, ich sie allen Blicken entziehen wollte... ich glaube, daß ich dieß sagen wollte, denn Du wirfst durch Dein wüthendes Festhalten an meinem Arme alle meine Gedanken durcheinander... ich weiß selbst nicht mehr, was ich sage.“

Touquet läßt Chaudoreille's Arm los, gleichsam beschämt über seine wüthende Bewegung, und sagt, sich neben ihn setzend, in ruhigerem Tone: „Es gibt Dinge, die ich geheim zu halten wünsche, nicht, als ob sie sehr wichtig wären... Uebrigens glaube ich, daß Du Dich niemals erfreuen wirst, Etwas über mich zu schwätzen... Du weißt zu gut, daß mein Dolch Dich augenblicklich des Organs berauben würde, von dem Du einen solchen Gebrauch machtest!“

„Der Teufel! von was soll ich schwätzen?“ sagte Chaudoreille, mit seinem kleinen seidenen Schnupftuche sein Gesicht und seine Kleider abwischend, als ob er befürchte, Touquet wolle ihm bereits die Zunge ausschneiden. „Du hast mir nie Etwas von Deinen Angelegenheiten gesagt... ich bin nicht der Mann, der die geringste Lüge zu erfinden fähig wäre.“

„Ich habe Dir gesagt, was Jedermann weiß: daß ich Blanca bei mir aufgenommen habe, weil sie als Waise bei mir geblieben war, und daß ich im Uebrigen hinsichtlich ihres Vaters und ihrer Familie nicht weiter erfahren habe. Sie ist gegenwärtig groß und hübsch, es werden sich nun Liebhaber einfinden, und dieß ist mir unangenehm. Sie werden alle möglichen Erkundigungen über dieses junge Mädchen einzuziehen suchen, sicherlich aber über diesen Punkt nicht weiter erfahren, als ich Dir bereits gesagt habe. Der Mensch, der so eben gesungen hat, ist mir bekannt: er ist diesen Morgen in meinen Laden gekommen, und hat daselbst zwei Stunden zugebracht in der Hoffnung, Blanca werde daselbst erscheinen... Verstehst Du mich, Chaudoreille?“

„Ich verstehe Dich, wenn Du willst,“ sagte der Ritter, sein Wamms unausgesetzt reibend, „denn ich weiß nicht mehr, ob ich Dich verstehen darf oder nicht ... ich werde mich hierin ganz nach Deinem Wunsche richten.“

„Ich wünschte, Du wärest ein wenig minder einfältig,“ sagte der Barbier, einen verächtlichen Blick auf seinen Nachbar werfend.

„Keine doppelstinnigen Worte,“ erwidert Chaudoreille, „Du weißt, daß ich sie nicht liebe!... Dieser verfluchte Wein wird Flecken zurücklassen, und für den Augenblick wüßte ich nicht, daß ich ein anderes Wamms hätte.“

„Es ist ein Kind, ein Schüler, der noch keinen Bart am Kinne hat!“ sagte der Barbier nach einem

augenblicklichen Stillschweigen, das nur durch das Reiben unterbrochen ward, das der Ritter noch immer vermittelt seines Schnupstuchs auf den mit Wein befleckten Stellen seiner Kleidung fortsetzt; „was er so eben gethan hat, beweist seine geringe Erfahrung in Liebesintrigen. Vor meiner Thüre singen! mich hören zu lassen, daß er da ist! Der arme Knabe hätte es noch sehr nöthig, in die Schule geschickt zu werden.“

„Es ist gewiß, daß er auf der Guitarre keine vorzügliche Stärke besitzt.“

„Ich glaube nicht, daß Blanca ihn kennt... nein ... allein diese Romanze, die er gesungen hat... der Schlußreim seines Liedes war derselbe, den mir Blanca vorgesagt hat: *Ma mie est tout pour moi...*“

„Das ist nichts gegen: *Tu regrettes ta femelle!* ... der Henker!... welche Verschiedenheit der Melodie!“

„Nein, Blanca ist die Aufrichtigkeit selbst... sie würde mir nichts von dieser Romanze gesagt haben, wenn sie diesen jungen Menschen kannte. Der Teufel! warum lehrst Du sie auch bloß alte, abgedroschene Sachen aus den Zeiten Ludwig XII.? Wenn Du ihr etwas Hübsches zu singen wüßtest, so würde die erste beste Romanze, von herumwandernden Troubadours gesungen, sie nicht in Verwunderung setzen.“

„Wie! meinst Du mich?“ sagte Chaudoreille, den Kopf emporrichtend.

„Ohne Zweifel, weil Du Dich Professor der Musik nennst.“

„Mein theurer Touquet, merke wohl auf das,

was ich Dir jetzt sage: ich werde Dich nie über Deine Art, den Bart zu scheeren, zu Rede stellen, mische Dich daher auch nicht in meine Art, die Musik zu lehren. Jedem das Seinige!... Du kennst das Sprichwort. Ich lehre meine Zöglinge bloß Meisterstücke, und ich werde ihnen den Kopf nicht voll machen mit den kleinen Gargouilladen dieser elenden Hanswürste, die aus Neapel hergelaufen kommen, und stets dieselben Läufe trillern."

"Dann ist es traurig, daß die jungen Mädchen diese Läufer Deinen Meisterstücken vorziehen. Du hast Blanca diesen Morgen Lektion gegeben; sie hat mir gesagt, Du habest sie mit Deinem Hirtenliede gelangweilt."

"Wenn ein Anderer als Du mir das sagte," rief Chaudoreille aus, unwillig von seinem Sitze aufspringend, "so würde ich glauben, daß es aus Eifersucht geschähe!... Allein es wird spät; der heutige Tag war ermüdend für mich, und ich werde mich jetzt zur Ruhe begeben. Wenn Du jedoch willst, daß ich noch länger bleiben soll, aus Furcht, die Sänger möchten wieder kommen, so bin ich bereit, Dir meine Ruhe aufzuopfern."

"Nein, nein, das wäre unnütz," sagte der Barbier lächelnd; "sie werden nicht mehr zurückkommen; begib Dich zu Bette."

"Du bedarfst also meiner Dienste auf morgen Abend nicht?"

"Nein! doch wenn Du auf der Brücke la Tour-nelle zur festgesetzten Stunde spazieren gehen willst, so kannst Du uns den Dienst eines Aufpassers versehen."

„Es ist genug,“ sagte Chaudoreille, sich den Hut in's Gesicht drückend, „Du kannst auf mich rechnen, gelt' es Leben oder Sterben; ich werde mich an dem bestimmten Orte pünktlich einfinden... und Roland wird den Handel verstehen. Leb' wohl.“

Mit diesen Worten eilt der Ritter in den Gang und die Hausflur, und öffnet die Thüre des Hauses. Er streckt den Kopf in die Straße hinaus, und nachdem er rechts und links umhergeblückt hat, rennt er hastig fort wie ein Hirsch, der den Klang des Jagdhorns hört.

Zweites Kapitel.

Das Kabinet. — Die Entführung.

Alles hängt an einander, Alles verkettet sich in dieser Welt! Es gibt keinen Zufall, allein sehr viele Prallstöße, welche die glücklichen oder unglücklichen Ereignisse auf einander zurückwerfen, wegen deren wir das Schicksal segnen oder anklagen, ohne zur Quelle, die sie hervorgebracht hat, zurückzusteigen, was uns in der That manchmal zu weit führen würde.

Urbain segnete den Zufall, als er noch Licht in Blanca's Zimmer bemerkte; allein wenn das junge Mädchen sich noch nicht zur Ruhe begeben hatte, so kam dieß daher, daß Margarethe sich nicht hatte entschließen können, in ihrem neuen Gemach zu schlafen, bevor sie wußte, wohin die kleine, in ihrem Alkov befindliche Thüre führte. Wenn sie ihrem Herrn nicht eingestanden hätte, daß sie ihn des Nachts wachen

sehe, so würde ihr dieser kein anderes Logis angewiesen haben, und so hatte Margarethens Geschwätz Blanca erlaubt, die süße und zarte Stimme Urbains zu hören, der die Romanze, die sie diesen Morgen entzückt hatte, sang.

„Ja, Mademoiselle,“ sagte die Alte einige Augenblicke, ehe der junge Verliebte sang, „ich fühle, daß ich vor Schrecken sterben werde, wenn ich in diesem garstigen Zimmer, das ehemals von einem Magier bewohnt wurde, allein schlafen muß... und ohne zu wissen, wohin jene kleine Thüre führt... vielleicht in das Laboratorium dieses Odoart!... Wer weiß, ob er sich nicht noch daselbst befindet! Diese Zauberer verschließen sich manchmal halbe Jahrhunderte lang in ihre Wohnungen und suchen Geheimnisse auf, um das menschliche Geschlecht zu verheren. Ich bin überzeugt, daß Herr Touquet, der sich um Alles, was die Zaubereien betrifft, sehr wenig bekümmert, dieses Zimmer nicht ein einziges Mal besucht hat. Erlauben Sie mir, mein Kind, die Nacht auf Ihrem Zimmer zuzubringen; morgen, wenn es Tag ist, wollen wir jene Thüre gemeinschaftlich öffnen, weil jener Ritter Chaudoreille die Gefälligkeit nicht gehabt hat, es zu thun. Ich werde die Nacht in diesem Sessel zubringen, da werde ich mich weit besser befinden als in meinem Zimmer da oben, und Ihnen, ehe wir einschlafen, einige anziehende Geschichten erzählen.“

Blanca hatte Margarethen die verlangte Gunst nicht verweigern wollen; die Alte war an ihrer dritten Hexengeschichte, und das junge Mädchen, dem die

Augen zuzufallen anfangen, war im Begriff, sich in's Bett zu legen, als die Klänge der Guitarre sich vernehmen ließen. Blanca hörte, gab Margarethen ein Zeichen, sie solle schweigen, und erkannte bald mit Entzücken die Melodie, welche sie lernen wollte. Zu der Nachtzeit hat die Musik etwas Süßes, etwas Berührenderisches; sie findet den Weg zur Seele schneller. Urbains Stimme war beugsam und melodisch; Blanca blieb wonnetrunken, regungslos stehen, als ob sie durch die geringste Bewegung einen Ton zu verlieren gefürchtet hätte, während Margarethe mit erstaunter Miene und gähnendem Munde das lebenswürdige Kind betrachtete, ohne, wie es schien, von der Musik in gleichem Grade ergötzt zu werden. Allein Margarethe war über sechszig Jahre alt; die Musik konnte daher nicht mehr dieselbe Wirkung auf sie hervorbringen wie auf Blanca; die Töne trafen nur ihr Ohr, während sie im Herzen des sechzehnjährigen Mädchens einen süßen Nachhall fanden. Bald machte das Geräusch, das sich auf der Straße hören ließ, Blanca's Glück ein Ende; sie erkannte die Stimme des Barbiers, und die Drohungen, welche er ausstieß, erfüllten sie und Margarethen mit Schrecken. Die Letztere rief alsbald aus: „Gehen Sie zu Bette, gehen Sie alsbald zu Bette, mein Kind, und lassen Sie uns das Licht auslöschen. Wenn Herr Touquet bemerkte, daß Sie noch wachen... wenn er mich hier fände... Ach, gute heilige Jungfrau! ich wäre verloren!“

„Allein, warum erzürnt er sich so über den Sänger?“ sagte Blanca; „ist es wohl verboten, des Abends

auf den Straßen zu singen? Es machte mir so großes Vergnügen, diese Romanze zu hören! Was that dieser junge Mensch Böses?... denn ein junger Mensch sang, nicht wahr, meine Gute? Es ist nicht die Stimme eines Greisen. Ach, wie schön sang er! nie noch habe ich eine so schöne Stimme gehört... es machte einen sonderbaren Eindruck auf mich... mein Herz schlug, allein vor Freude... und Du, Margarethe?"

Margarethe, deren Herz bloß vor Furcht schlug, begnügte sich damit, zu wiederholen: „Gehen Sie schnell zu Bette, lassen Sie uns das Licht ausblasen, und sagen Sie vor Allem morgen nicht, daß Sie den Sänger gehört haben; dieß würde beweisen, daß Sie nicht schliefen, und Herr Touquet will, daß man schläft, sobald man zu Bette ist.“

Blanca mußte wohl den dringenden Aufforderungen der alten Dienerin nachgeben: sie ging zu Bette, allein sie konnte nicht schlafen; die Stimme des jungen Sängers hallte noch in ihren Ohren, und bei dem geringsten Geräusche, das sie auf der Straße hörte, glaubte sie, es rühre von dem Sänger her. Was Margarethe betraf, so legte sie sich, nachdem sie das Licht ausgeblasen hatte, auf den Sessel neben dem Feuer hin, und schlief ein, ein Gebet murmelnd, das die bösen Geister verjagen sollte.

Der Tag ist auf diese ereignißreiche Nacht gefolgt: Blanca hat sich bereits von ihrem Lager erhoben, sie scheint tiefsinnig und befangen. Die Stimme des jungen Menschen macht sie noch immer träumen; noch nie gekannte Wünsche regen sich in ihrer Brust,

und sie seufzt, einen Blick auf die Straße werfend. Margarethe geht an ihre Arbeit, indeß sie zu Blanca sagt: „In der Stunde, in welcher der Herr mit seinen Kunden am meisten beschäftigt ist, wollen wir uns Beide in mein Zimmer begeben; allein, mein Kind, sprechen Sie ja nicht von Musik.“ Blanca verspricht es mit dem Bemerken: „Wie kann man sich erzürnen, wenn Jemand eine so schöne Arie unter unsern Fenstern singt?“

Der Barbier spricht mit dem jungen Mädchen nicht von dem Abenteuer der vergangenen Nacht; er begnügt sich, sie zu beobachten, und das liebenswürdige Kind, das sich noch an die Drohungen erinnert, die er gegen den jungen Menschen ausgestoßen hat, trägt kein großes Verlangen, mit ihm zu schwätzen; sie beeilt sich, auf ihr Zimmer zurückzukehren, wohin ihr Margarethe alsbald nachfolgt.

„Dies ist der Augenblick,“ sagte die alte Dienerin; „Monsieur hat mehrere Personen zu rasiren. Kommen Sie, mein Kind, steigen Sie mit mir hinauf, und haben Sie vor Allem keine Furcht; ich habe alle nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen, um die Kobolde zu verjagen.“

„Furcht!“ sagte Blanca lächelnd, weil sie bemerkt, daß Margarethe zittert; „nein, meine Beste, nein; ich versichere Dich, daß ich nicht an Deine geheime Thüre dachte.“

Mit diesen Worten eilt Blanca nach der Treppe und steigt schnell hinauf, während ihr Margarethe langsam folgt, indem sie sagt: „Glückliches Alter,

in welchem man sich nicht vor Schwarzkünstlern fürchtet, weil man ihre ganze Bosheit nicht kennt! Es ist freilich wahr, daß sie einen Talisman hat!"

Vor der Thüre angekommen, tritt Blanca rasch hinein, während die Alte niederkniect und sich ihrer Schutzheiligen empfiehlt. Endlich entschließt sie sich, ihr neues Gemach ebenfalls zu betreten, und wirft unruhige Blicke um sich her, während Blanca, welche in den Alkov läuft, das Bett bereits in die Mitte des Zimmers gezogen hat.

"Einen Augenblick noch, Unbesonnene!" ruft ihr Margerethe zu; "muß man denn so rasch verfahren?"

"Aber, meine Beste, je schneller wir diese Thüre öffnen, desto baldier wirst Du beruhigt sein."

"Beruhigt!... ich wünsche es. Haben Sie Ihren Talisman, meine Kleine?"

"Ohne Zweifel! Hast Du ihn nicht selbst in mein Corset genäht?"

"Es ist richtig."

"Ich sehe die Thüre nicht, von der Du mir gesagt hast."

"Ach! sie ist ganz in das Täfelwerk eingefügt."

"Ach! da ist sie."

"Nur einen Augenblick noch gewartet, Mademoiselle, bis ich geweihtes Wasser vor uns ausgesprengt habe."

"Allein es ist kein Schlüssel da, wie sollen wir öffnen?"

"Wir werden es versuchen; ich habe mehrere Schlüssel bei mir, die ich fand, als ich das Haus rei-

nigte, vielleicht ist einer unter ihnen, der diese Thüre öffnet."

Zitternd versüßt sich Margarethe in den Alkov. Sie zieht aus ihrer Tasche ein halbes Duzend verrosteter Schlüssel von verschiedener Größe und will mit einem davon den Versuch machen, allein ihre unsichere Hand kann das Schloß nicht finden, und Blanca nimmt den Schlüssel und probirt ihn, aber ohne Erfolg, was sie mit einem zweiten eben so vergeblich thut. Als sie mit dem dritten den Versuch macht, stößt sie ein Freudengeschrei aus, denn der Schlüssel hat sich gedreht, und Margarethe befreuzt sich, die Worte stammelnd: „Ach mein Gott! die Thüre wird sich öffnen!"

In der That, die Thüre weicht Blanca's Anstrengungen: sie öffnet sich krachend und stöhnend. Jetzt bietet sich den Blicken der beiden Frauen ein viereckiges Gemach dar; allein da es bloß von der kleinen Thüre, die so eben geöffnet worden ist, Licht empfangt, da diese Thüre sich im Hintergrunde eines ziemlich tiefen Alkows befindet und das Zimmer schon sehr finster ist, so begreift man leicht, daß es in dem Zimmer kaum Tag ist.

Blanca ist auf der Schwelle der Thüre stehen geblieben und Margarethe drei Schritte zurückgewichen, die Worte ausrufend: „Sehen Sie... sehen Sie, mein Kind, daß ich recht hatte, als ich glaubte, diese Thüre führe irgendwohin... O! da ist es so schwarz wie in einer Höhle."

„Laß uns hineintreten, meine Beste."

„Allein nicht ohne Licht, hoffe ich. Warten Sie, ich will mein Licht anzünden. Ich weiß nicht, ob es klug von uns ist, in dieses Kabinet zu treten.“

„Allein, Margarethe, Du siehst wohl, daß Niemand da ist.“

„Ich sehe nichts als Finsterniß... hier... nehmen Sie die Lampe und gehen Sie voran, meine Kleine... Sie haben Ihren Talisman... es wird Ihnen nichts begegnen.“

Blanca tritt zuerst hinein; sie scheint neugieriger als unruhig, während die Alte sich nur ungern entschließt, ihr zu folgen. Das Kabinet hat sechs Fuß im Quadrat; es enthält nichts als zwei große leere Koffer, die auf dem Fußboden liegen, und die die Zeit mit Staub und Spinnweben bedeckt hat.

„Wohlan, meine Beste,“ sagte Blanca lächelnd, „wo sind denn die Zauberer? Ich sehe hier nichts Erschreckendes.“

„In der That,“ antwortet Margarethe, um sich her blickend, „es sind nur vier Wände hier zu sehen... keine andere Verbindungsthüre! Diese Koffer sind leer... Ich bin überzeugt, daß man sie seit einem halben Jahrhundert nicht von ihrer Stelle bewegt hat! Gleichviel, ich schwöre Ihnen, daß ich nie mehr in dieses Kabinet treten werde... ich weiß nicht, warum ich mich da nicht wohl fühle... O! wie der Boden unter unsern Füßen kracht!“

„Dies kommt daher, weil man hier schon lange nicht mehr gegangen ist; dieses Haus ist alt.“

„Kommen Sie, mein theures Kind, wir wollen

dieses Kabinet verlassen, ich werde die Thüre zweifach verschließen und sie nicht mehr öffnen, so lange ich auf diesem Zimmer wohne."

Mit diesen Worten zieht die alte Dienerin das junge Mädchen hinaus und verschließt die kleine Thüre zweifach, zwischen den Zähnen murmelnd: „Ach! wenn irgend ein Zauberer sie öffnen will, so wird dieses Schloß ihm keinen Widerstand leisten; allein jeden Abend werde ich meine Ofenschaukel und Feuerzange übereinander gekreuzt vor diese Thüre stellen."

Nach Beendigung dieser Besichtigung steigt Blanca in ihr Zimmer hinab, die Romanze trillernd, die der junge Mensch am Abend zuvor gesungen hat, und Margarethe geht wieder an ihr Geschäft.

Der Barbier hat sein Mittagsmahl früher eingenommen als gewöhnlich, und um sechs Uhr Abends verläßt er seine Wohnung, nachdem er wiederholt zu Margarethen gesagt hatte: „Verdopple sie ihre Wachsamkeit, lasse sie nicht einen einzigen Menschen ohne meine Erlaubniß in Blanca's Zimmer dringen, und gebe sie mir Nachricht, wenn sie irgend einen Sänger auf der Straße hört."

Die Alte hat versprochen, zu gehorchen. Touquet hüllt sich in seinen Mantel und begibt sich fort, um den Auftrag des Marquis zu vollziehen. Gewöhnt, ähnliche Intriguen zu leiten, weiß er, wo er sich Alles verschaffen kann, was er bedarf, und um drei Viertel auf acht Uhr befindet er sich auf der Brücke la Tournelle, während hundert Schritte von ihm zwei Menschen neben einer Art von Reisewagen seine Befehle erwarten.

Schon lange ging Chaudoreille auf der Brücke spazieren; aus Furcht, die auf acht Uhr festgesetzte Zusammenkunft zu verfehlen, war er um sechs Uhr angekommen. Den Kopf in die Schultern vertiefend und das Kinn unter einem kleinen Mantel verbergend, suchte er sich die Miene eines Verschwörers zu geben; die linke Hand auf Rolands Griff und mit der andern seinen Mantel zusammenhaltend, ging er bald langsam, bald schnell, und so oft Jemand an ihm vorüberging, ermangelte er nicht, auf eine verständliche Weise zu murmeln: „Wie lange sie ausbleibt!... wer kann sie zurückhalten! ich brenne, ich sterbe vor Ungeduld!“

Sobald er Touquet bemerkt, läuft er auf ihn zu, hebt den Zipfel seines Mantels auf, blickt dann umher, ob Niemand vorübergeht, und sagt in geheimnißvollem Tone zu ihm: „Da bin ich!“

„Ei, der Teufel! ich sehe wohl, daß Du es bist,“ sagte der Barbier, die Achseln zuckend; „allein ich möchte lieber die Kleine sehen.“

„Sie ist noch nicht erschienen, ich stehe dafür; ich habe allen Frauen unter die Nase gesehen.“

„Es ist noch nicht acht Uhr, wir müssen noch eine Zeitlang warten.“

„Sei ruhig, ich will mich in einen Hinterhalt legen und alle weiblichen Gesichter aufmerksam beobachten.“

„Nimm Dich in Acht, daß Du nicht ein Paar Ohrfeigen fängst; dieß würde einen Auslauf verursachen, und das wäre mir keineswegs lieb.“

„Ohrfeigen? Küsse willst Du sagen! Allein ich blicke sie sauer an, damit sie nicht in Versuchung gerathen.“

Sich den Hut über die Augen herabdrückend, entfernt sich Chaudoreille, so große Schritte nehmend, als seine kleinen Beine es ihm erlauben.

Nach Verfluß von drei Minuten kehrt Chaudoreille eilig zurück und sagt zu dem Barbier: „Da ist eine Frau, die eben von der Brücke Maria herkommt und sich auf diese begibt.“

„Wohlan! ist sie es, die wir erwarten? Du mußt es wissen, wenn Du ihr unter die Nase gesehen hast.“

„Nein, dieses Mal habe ich mich zurückgehalten, weil sie ein Mann am Arme führt und dieser erschreckt werden könnte.“

„Wenn ein Mann bei ihr ist, so kann sie nicht unser Mädchen sein; man bringt zu einer verliebten Zusammenkunft keine Zeugen.“

„Das hat seine Richtigkeit,“ sagt Chaudoreille und entfernt sich.

Einige Minuten nachher kommt er zu Touquet zurück und ruft aus: „Da ist eine andere Frau, die ihre Richtung hierher nimmt; allein diese ist allein, ich habe mich davon überzeugt.“

„Ist es unsere Schöne?“

„Nein, sie ist es nicht.“

„Nun, Schwachkopf, was sprichst Du denn von ihr?“

„Ich thue es, damit Du keine Fehlgriffe thust; ich habe geglaubt, Dich davon in Kenntniß setzen zu müssen.“

„Chaudoreille, erweise mir den Gefallen und verhalte Dich ruhig; ich werde ohne Deine Hülfe das Mädchen recht gut zu erkennen wissen, obschon ich es noch nie gesehen habe; ich bin gewiß, daß ich mich nicht täusche. Aber wenn sie nicht kommt, so werde ich Dich unter der Brücke Wasser schlucken lassen, damit Du Deine Aufträge künftig besser ausrichten lernst.“

Chaudoreille hat die letzten Worte des Barbiers nicht gehört und sich bereits von ihm entfernt; allein er kommt hastig und mit verwirrter Miene zurück.

„Was ist es wieder?“ fragte Touquet.

„Eine Wachpatrouille, die ich so eben bemerkt habe und die an uns vorüberziehen wird.“

„Was kümmert uns aber die Wache? Ist es verboten, auf der Brücke spazieren zu gehen? Und sähe sie uns selbst ein Mädchen entführen, so stehe ich dafür, daß sie sich nicht in die Sache mischen würde.“

„Haben wir kein verdächtiges Aussehen?“

„Du flößt mir Mitleid ein.“

„Ich will mir eine lachende Miene geben, um allen Verdacht zu entfernen.“

„Hier hast Du Etwas, um Dir mehr Muth einzuflößen.“

Mit diesen Worten gibt der Barbier dem Ritter einen Stoß mit dem Fuße, allein dieser empfängt ihn singend und begnügt sich damit, den angegriffenen Theil seines Körpers zu reiben und zugleich Läufe zu trillern, weil die Wache in diesem Augenblick an ihnen vorüberzieht. Sobald er die Patrouille aus dem

Gesicht verloren hat, athmet er freier und ruft aus:
 „Sie werden uns für bloße Troubadours gehalten haben!“

„Sie werden Dich für einen Narren gehalten haben! Der Teufel hole die Memmen ... sie sind zu nichts gut, als daß sie Alles verderben!“

„Ich erzürne mich über eine Sache nicht, die mich nichts angehen kann, allein bei den großen Gelegenheiten ist, scheint es mir, die List oft so viel werth als die Tapferkeit.“

Der Barbier fängt an ungeduldig zu werden, als endlich ein junges Mädchen auf der Brücke erscheint, das langsam geht und von Zeit zu Zeit um sich her blickt; Chaudoreille hat sie nicht bemerkt, obschon er bei der Straße des Deux-Ponts im Hinterhalte liegt.

Touquet nähert sich der Unbekannten; er betrachtet sie: es ist das junge Mädchen, das der Marquis ihm beschrieben hat. Die Demoiselle blickt ihrerseits den Barbier aufmerksam an und scheint zu erwarten, daß er das Wort an sie richte.

„Sind Sie nicht die Signora Julia?“ sagte der Barbier mit tiefer Stimme, sich dem jungen Mädchen nähernd.

„Und Sie der Barbier Touquet?“ erwiedert ihm diese, ihre schwarzen und feurigen Augen auf ihn heftend.

Der Barbier ist erstaunt, sich von einer Person nennen zu hören, der er unbekannt zu sein glaubt; allein nachdem er das junge Mädchen von Neuem

betrachtet hat, versetzt er: „Weil Sie mich kennen, so müssen Sie wissen, daß mich der Marquis von Villebelle zu Ihnen schickt.“

„Der Marquis ist sehr ungalant,“ erwiedert Julia, „daß er zu einem ersten Rendezvous nicht selbst kommt.“

„Die großen Herren haben nicht über alle ihre Augenblicke zu gebieten; zudem wünscht der Herr Marquis sich nicht auf dieser Brücke mit Ihnen über seine Liebe zu unterhalten. Ich habe den Auftrag, Sie...“

„In sein kleines Haus in der Vorstadt St. Antoine zu führen, ohne Zweifel?“

„Es scheint mir, Signora, Sie seien von Allem unterrichtet, was den Marquis betrifft; ich habe Ihnen deswegen nichts mehr zu sagen, außer daß der Wagen hundert Schritte von hier bereit steht.“

„Nun, so lassen Sie uns abgehen.“

„Wahrlich,“ sagte der Barbier zu sich, Julien seinen Arm anbietend, „das ist ein junges Mädchen, das sich ohne viele Umstände entführen läßt. Allein ich gestehe, sie hat in ihrer Stimme, in ihren Manieren etwas Entschiedenes, etwas Pikantes, das in Erstaunen setzt und gefällt.“

Sie hatten den Wagen beinahe erreicht, als Chaudoreille sich hören ließ. Er lief dem Barbier nach und schrie: „Da ist eine Frau, die vom Thore la Tournelle herkömmt: es ist unsere Kleine, ich habe sie an ihrem Gange erkannt.“ Als Chaudoreille diese Worte gesprochen hatte, befand er sich neben dem Barbier und bemerkte die Person, die er am Arme führte.

„Wie!... was soll das heißen?... darf ich meinen Augen trauen!“ ruft der Ritter aus; „es ist unsere Schöne?... und wo Teufels ist sie hergekommen! Gleichviel, wir haben sie, das ist das Wesentliche!... Ich werde euch als Bedeckung dienen.“

Chaudoreille zieht seinen Degen, und den Barbier, der ihm zuruft, er solle sich entfernen, nicht hörend, läuft er auf den Wagen zu und ruft den zwei Menschen, die sich bei demselben befinden, zu: „Meine Freunde, hier ist sie!... Geschicklichkeit! Muth! Alle Teufel! sie muß freiwillig oder gezwungen hineinsteigen.“

Er öffnet die Schlagthüre und erstaunt ein wenig, als er die junge Person sich zuerst in den Wagen schwingen sieht; er ist im Begriff, ein Gleiches zu thun und sich neben sie zu setzen, als Touquet, der ihn an seinen Beinkleidern packt, ihn vier Schritte weit auf das Pflaster hinaus schleudert, sich neben Julia in den Wagen setzt und dem Kutscher zuruft: „Fortgefahren!“

„Wie, Heidensatan! sie wollen sie ohne mich entführen?“ sagt Chaudoreille, wieder aufstehend. „Nein, bei allen Teufeln nicht! man soll nicht sagen, daß ich das Abenteuer nicht beendigt habe! Zudem hat man mir nur eine Abschlagszahlung gegeben, und ich will bezahlt sein, ehe der Marquis der Kleinen müde ist.“

Augenblicklich stürzt Chaudoreille dem Wagen nach; an's Laufen gewöhnt, erreicht er ihn, steigt hinten auf denselben und läßt sich im großen Galopp davon

führen, indem er sich fest an die Troddeln hängt, die ihm als Stütze dienen.

Drittes Kapitel.

Das kleine Haus. — Neues Spiel.

Der Wagen ist bald an dem Thore St. Antoine vorüber, das sich damals nicht an dem äußersten Ende der Vorstadt befand, sondern an dem Orte, an welchem die Straße von den Bollwerken durchschnitten wird, und der den Bagabunden, Pagen, Lakaien und Beutelschneidern häufig als Zusammenkunftsort diente. Das Lusthaus des Marquis lag in der Nähe des Vallée de Fécamp (das gegenwärtig durch eine seinen Namen führende Straße, welche die Fortsetzung der Straße la Planchette bildet, ersetzt ist). Diese finstern und übelberüchtigten Orte damals mitten in der Nacht durchlaufen hieß sich eben so großen Gefahren preisgeben, als wenn man durch den Wald Bondy ging. Gleichwohl hatten viele große Herren diesen Theil der Stadt zum Schauplatze ihrer Liebesabenteuer gewählt; sie besaßen daselbst Lusthäuser, ihre gewöhnlichen Rendezvous, und begaben sich oft inognito dahin, aber stets gut bewaffnet.

Der Wagen hält vor einer Ringmauer; Chaudoreille blickt nach allen Seiten umher. Das Haus steht einzeln, und die Mauer scheint einen Garten zu umschließen. Allein Touquet ist bereits ausgestiegen; er nähert sich einer kleinen Pforte, welche der

Ritter nicht bemerkt hatte, und zieht eine Klingel; ehe man kommt, um zu öffnen, hat Chaudoreille seinen Platz verlassen und Julien seine Hand angeboten, um ihr aus dem Wagen steigen zu helfen.

Man öffnet; ein Mann erscheint: er hält eine Laterne in der Hand, und die Augen auf den Wagen und die Dame, die aus ihm steigt, werfend, begnügt er sich, dem Barbier lächelnd eine tiefe Verbeugung zu machen. „Ihr Herr wird Ihnen gesagt haben...“ flüsterte ihm Touquet zu.

„Ja, mein Herr,“ antwortete der Diener, „ich erwartete Sie.“

Der Barbier dreht sich, um Julia einzuführen, und bemerkt Chaudoreille, der, den bloßen Degen in der Hand, vor dem Rutschenschlag steht, als ob er den Dienst einer Schildwache versähe. „Weil Du uns bis hieher gefolgt bist, so wirst Du uns wohl irgend einen Dienst versehen müssen.“

„Das ist meine Pflicht, Sapperlot,“ antwortet der Ritter, während der Barbier die Thüre des Gartens verschließt, nachdem er zu den beiden Menschen, die sich neben dem Wagen befinden, gesagt hat: „Wartet auf mich.“

Man tritt in eine lange Lindenallee, die zum Hause führt. Der Garten ist finster; der Bediente, welcher die Laterne trägt, geht voraus und Chaudoreille, welcher der Letzte ist, sieht sich von Zeit zu Zeit ängstlich um; er will eine Unterhaltung anknüpfen, und hat bereits ausgerufen: „Dieser Garten scheint mir sehr groß zu sein!“ allein der Barbier kehrt sich um,

und legt ihm Stillschweigen auf. Um sich für dieses gezwungene Schweigen zu entschädigen, haut Chaudoreille, der seinen entblößten Roland stets in der Hand hält, auf alle Bäume ein, an denen er vorbeigeht.

Man kommt im Hause an und tritt in eine Hausflur, in deren Hintergrund sich eine Treppe befindet, während rechts und links Thüren in die Gemächer des Erdgeschosses führen. Julia, die ihren Begleitern gefolgt ist, ohne Etwas zu reden, scheint Alles, was sich ihren Blicken darbietet, aufmerksam zu untersuchen. Chaudoreille, der sich jetzt neben dem Manne, welcher die Laterne trägt, befindet, stoßt einen Schrei der Verwunderung und sagt: „Ei, der Henker! ich täusche mich nicht!... es ist Marcel... einer meiner alten Freunde. Du erkennst mich nicht!... ich bin Chaudoreille... wir sind sechs Monate mit einander im Gefängnisse gefessen... allein einer Kleinigkeit wegen!... ich habe dasselbe, weiß wie der Schnee, verlassen!“

„Schweige, Schwachkopf!“ ruft der Barbier aus, „ihr könnt eure Wiedererkennung später feiern. Wo ist das Gemach der Madame?“

„Im ersten Stockwerk,“ erwiedert Marcel, nachdem er Chaudoreille die Hand gereicht hat, der sie ihm schüttelt, als ob er seinen besten Freund wieder gefunden hätte.

„Führen Sie uns dahin,“ sagte Tourvuet, „und Du... bleibe hier.“

Dieser Befehl galt dem Ritter, dem er eben nicht

sehr willkommen war; allein er mußte gehorchen. Als jedoch Chaudoreille bemerkte, daß in der Hausflur, in der man ihn gelassen hatte, kein Licht war, und er sich nun in der vollkommensten Dunkelheit befand, so stieg er einige Stufen der Treppe hinauf und rief mit bebender Stimme: „Laßt mich nicht lange so allein hier... die Nacht ist kalt und ich fürchte den Schnupfen zu bekommen.“

Marcel macht den Wegweiser der Julia und des Barbiers, und nachdem er sie durch mehrere Zimmer, die bloß eine Laterne erleuchtet, geführt hat, öffnet er eine Thüre mit den Worten: „Hier ist das Gemach, wo Madame ausruhen kann.“

Julia kann einen Schrei der Verwunderung nicht zurückhalten, und der Barbier selbst steht erstaunt da. Das Zimmer, in das sie treten, ist durch einen an der Decke des Zimmers hängenden Kronleuchter erhellt, und der Schein der Wachskerzen erlaubt, den Luxus, mit dem dieser Ort decorirt ist, zu bewundern. Reizende Gemälde, verführerische und wollüstige Bilder zieren das Getäfel, blaue Behänge, bei denen sich Seide und Silber kunstreich vermählen, venetianische Spiegel, persische Teppiche, Armleuchter, auf denen Wohlgerüche brennen, während in einiger Entfernung natürliche Blumen in cristallinen Gefäßen zu Pyramiden aufgerichtet sind — Alles trägt dazu bei, aus diesem Zimmer einen Lustort zu machen, wo man Alles vereinigt hat, was die Sinne berauschen und Wonne einflößen kann.

Julia und der Barbier sind in das erleuchtete

Gemach getreten; Marcel bleibt ehrfurchtsvoll an der Thüre stehen und scheint Befehle zu erwarten.

„Dieser Ort ist herrlich,“ sagte Julia; „allein ich sehe den Marquis nicht.“

„Sie werden ihn bald sehen, Madame,“ erwiedert Touquet; „in einer Stunde wird er hier sein. Indessen belieben Sie Alles zu verlangen, was Ihnen angenehm sein kann; Ihren Wünschen wird auf der Stelle entsprochen werden. Diese Klingel wird unten gehört... nicht wahr, Marcel?“

„Ja, mein Herr; und da Madame vielleicht Etwas zu essen wünscht, so habe ich in dem anstoßenden Cabinet ein kleines Abendessen bereitet.“

Marcel zeigte eine durch einen Spiegel verhüllte Thüre; der Barbier öffnet sie, und man sah ein zweites, kleineres, aber gleichfalls beleuchtetes und eben so prachtvoll ausgeschmücktes Zimmer, nur waren die Behänge von hochrothem Sammt und mit goldenen Fransen geschmückt, während in dem erstern Zimmer hellblau und Silber die Alleinherrschaft führte.

„Er hat mich nicht betrogen,“ sagte Touquet, einen Blick in das zweite Zimmer werfend, „als er mir sagte, er habe einen bezaubernden Ort aus diesem Hause gemacht. Welcher Luxus! welche Pracht!... wie viel Geld ist für alles das ausgegeben worden... und er fühlt sich nicht glücklich!“

Julia hatte sich auf ein Ruhebett gelegt und schien nachdenkend. Der Barbier grüßte sie, und Marcel ein Zeichen gebend, entfernte er sich mit ihm aus dem Gemache.

Marcel war achtundzwanzig bis dreißig Jahre alt, klein, dick und unbekümmert; sein Gehorsam und seine Genauigkeit waren unvergleichlich; allein er war mit sehr wenig Genie begabt und nicht im Stande, eine Intrigue zu leiten. Der Marquis, der verschlagenere, thätigere und unternehmendere Leute brauchte, der aber Marcells Treue schätzte, hatte ihm die Aufsicht über sein Lusthaus anvertraut, weil er ihn auf keine andere Art zu gebrauchen wußte. Hier beschränkten sich Marcells Dienstverrichtungen auf eine passive Befolgung der Befehle, die ihm ertheilt wurden; allein allen Intriguen, deren Schauplatz dieses Lusthaus war, fremd, wußte er zuweilen sogar den Namen der Person nicht, die während eines kurzen Zeitraums unumschränkte Beherrscherin dieses Orts war: es lag ihm wenig daran, und seine Sorglosigkeit war eine Bürgschaft für seine Verschwiegenheit — eine Eigenschaft, welche das Amt, das er begleitete, erheischte.

„Sie kennen Chaudoreille,“ sagte der Barbier zu Marcel, mit ihm durch den Gang schreitend, der zur Treppe führte.

„Ja, mein Herr,“ antwortete der Diener, einen Seufzer ausstößend; „ich habe ihn kennen gelernt... in einer ziemlich unglücklichen Sache, weil sie mich sechs Monate in's Gefängniß gebracht hat; und Gott weiß, ob ich schuldig war. Vor ungefähr sieben Jahren, ich stand noch nicht in Diensten des Herrn Marquis, befand ich mich in einer Schenke, Chaudoreille war auch da: er spielte Piquet mit zwei andern Mit-

tern, und forderte mich auf, mitzuspielen. Ich ließ mich dazu bewegen, spielte und verlor. Er nahm meine Stelle ein, entlehnte einige Thaler von mir, indem er mir erklärte, daß wir associirt seien, und spielte mit einem überraschenden Glücke; ich war entzückt, ihn gewinnen zu sehen, als unsere Gegner behaupteten, er betrüge. Jetzt entspann sich ein Streit: statt uns zu bezahlen, wollte man uns schlagen, was einen großen Lärm verursachte; die Sergeanten kamen mit ihren Häschern an, und man führte Chaudoreille und mich in's Gefängniß. Auf diese Art wurden wir mit einander bekannt. Allein seit dieser Zeit verabscheute ich das Spiel und würde mich nie mehr entschließen, eine Karte anzurühren."

"Um so besser für Sie; ich fordere Sie auf, in diesem Entschlusse zu beharren."

Der Barbier und Marcel stiegen jetzt die Treppe hinab, als der Ruf: „Dieb, Dieb! Wache, Wache! Mörder, Mörder!“ ihr Ohr erreichte. Dieses Geschrei kam vom Garten her, und Touquet erkannte die Stimme des Ritters.

„Mit welchem Teufel hast Du zu schaffen,“ sagte der Barbier, seine Tritte beschleunigend, während Marcel, ihm folgend, wiederholt ausruft: „Diebe? das ist sonderbar! die Thüren schließen doch gut und die Gartenmauer ist zehn Fuß hoch.“

Müde, ohne Licht länger in der Hausflur zu bleiben, war Chaudoreille in den Garten zurückgekehrt, wo man, ungeachtet der Mond von Wolken verschleiert war, die Gegenstände um sich her erkennen konnte.

Der Ritter sang ein Ringellied, das er mit seinem Roland accompagnirte, indem er mit ihm auf die in der damaligen Jahreszeit blätterlosen Baumzweige hieb. Plötzlich steht beim Eingange in ein Gebüsch eine große weiße Figur vor Chaudoreille; er macht Halt und ruft mit bebender Stimme: „Wer da!“

Man antwortet ihm nicht, und er hält es für klug, seine Frage nicht mehr zu wiederholen und in das Haus zurückzukehren. Allein in seiner Bestürzung verfehlt er den Weg, und bei der Krümmung einer Allee bemerkt er eine andere Person vor sich, die eine Keule in der Hand hält, mit der sie auf ihn schlagen zu wollen scheint. In diesem Augenblicke macht Chaudoreille, der sich zur Flucht zu schwach fühlt, den Garten von Geschrei widerhallen.

Von seiner Stimme geleitet, sind der Barbier und Marcel bald bei ihm. „Was hast Du denn? warum dieses Geschrei?“ sagte Touquet zu ihm.

„Siehst Du nicht diesen Glenden, der mich da unten erwartet, um mich zu Boden zu schlagen, während sein Mitschuldiger in einem andern Gebüsch verborgen ist?“

Der Barbier dreht sich, um den Ort zu betrachten, nach welchem Chaudoreille mit der Hand hinweist; Marcel thut ein Gleiches, indem er die Laterne vorhält. Bald bricht der Letztere in ein lautes Gelächter aus, und der Barbier ruft: „Ich war überzeugt, daß dieser Schlingel uns noch mehr Dummheiten machen werde.“

„Wie, Dummheiten?... Alle Teufel, warum ent-

worten mir diese Leute nicht, wenn ich ihnen zurufe: wer da!"

"Das würde ihnen schwer werden," erwiedert Marcel; "der, welchen Du da unten bemerkst, ist Herkules, der die lernäische Hyder tödtet, und der Andere ist wahrscheinlich Merkur oder Mars, vielleicht hat Dir sogar Venus Furcht eingeflößt."

"Furcht eingeflößt? Nein, meiner Treu' nicht; allein man setzt die Leute davon in Kenntniß, wenn man einen Olymp in seinem Garten hat; in jedem Fall, wenn es Merkur ist, kann er sich rühmen, fünf oder sechs Streiche mit der flachen Klinge meines Rolands erhalten zu haben, und ich ging nicht mit todter Hand hin."

"Und wenn das junge Mädchen Dein Geschrei gehört hat, Glender!" sagte der Barbier, nach der kleinen Thüre hinschreitend.

"Ich glaube es nicht," sagte Marcel; "das Gemach, in welchem sie sich befindet, hat die Aussicht auf die andere Seite des Gartens."

Der Barbier öffnet jetzt die Pforte, durch welche sie hereingekommen sind. "Bleibe bei Marcel," sagte er zu Chaudoreille, "der Marquis wird kommen; wenn er mir einige Befehle zu ertheilen hat, so wirst Du zurückkommen, um sie mir kund zu thun; allein vor dem Marquis begnüge Dich damit, den Stumm-
men zu spielen. Wenn Dir ein einziges Wort entschlüpft, wenn Du ein neues Ungeschick begehst, so sei überzeugt, daß ich Dich dafür bestrafen werde."

Mit diesen Worten schwingt sich Touquet in den

Wagen, der auf der Stelle fortfährt. Chaudoreille ist entzückt, daß er zurückbleiben darf, da er die Hoffnung hat, den Marquis zu sehen und ihm Beweise von seiner tiefen Einsicht zu geben; er faßt Marce's Arm, und sich erinnernd, daß er von sanfter Gemüthsart ist und er ihm leicht Etwas weiß machen kann, wünscht er sich Glück zu dem Zufalle, der ihn in seine Nähe gebracht hat.

Der Barbier ist in der Nähe seiner Wohnung ausgestiegen. Er bezahlt die Leute, schickt den Wagen zurück, und beeilt sich, sein Haus zu erreichen; denn der Marquis wird sich um zehn Uhr bei ihm einfinden, und diese Stunde ist nicht mehr fern. Margarethe öffnet ihrem Herrn, der die gewöhnlichen Fragen in Betreff der jungen Blanca an sie richtet, und die alte Dienerin schwört bei ihrer Schutzheiligen, daß keine männliche Person mit dem Mädchen gesprochen hat.

Touquet schickt Margarethen fort; er will den Marquis allein erwarten. Zehn Uhr ist schon lange vorbei, und der Barbier, welcher Complimente und eine neue Belohnung erwartet, fängt an, über den geringen Eifer des Marquis zu erstaunen, als man endlich an die Hausthüre klopft, und der große Herr von Neuem in die Wohnung des Barbiers tritt.

„Wahrlich, mein armer Touquet, ich hätte unser Rendezvous beinahe vergessen,“ sagte der Marquis, sich in einen Sessel werfend.

„Wie, gnädiger Herr, Sie hätten eine Liebesgeschichte vergessen können? Das setzt mich in Erstaunen, ich gestehe es.“

„Du solltest es jedoch besser begreifen als ein Anderer; muß man nicht endlich dessen müde werden, was man alle Tage thut? Ich bin für alles das ganz stumpf. Ich hatte, Gott verzeih' es mir, die Kleine gänzlich vergessen; ich war im Hotel von Bourgogne mit Chavagnac, Montheil und einigen andern guten Freunden; Turlupin, Gautier-Garguille und Gros-Guillaume haben uns sehr belustigt. Diese Schelme sind sehr spaßhaft; sie haben großen Zulauf; der ganze Hof wird sie besuchen; man drängt sich um sie, besonders seit sie ein Possenspiel im Palaste des Kardinals gegeben haben, und Richelieu ihnen erlaubt, im Hotel von Bourgogne zu spielen, trotz des Besuchs der Schauspieler. Von da sind wir in die Schenke gegangen, wir kamen so recht in's Lachen, schlugen einige Spießbürger, die uns einen Tisch streitig machen wollten; sie schrieen wie der Teufel, die Sergeanten kamen, allein wir nannten uns ganz leise, und die Häscher des Königs halfen uns die ganze Canaille zur Thüre hinauswerfen: wir blieben Meister vom Schlachtfelde, das konnte nicht anders enden. Ich habe nie so sehr gelacht; Chavagnac wollte durchaus einen Pfannkuchen auf dem Gesichte eines fetten Krämers essen... der arme Teufel machte schon schreckliche Geberden... es war sehr komisch; er entschädigte sich dafür dadurch, daß er zwölf Gläser Brantwein nach einander hinunterschüttete... kurz, mein Theurer, Du begreifst, daß mir durch alles das die kleine Brünette aus dem Sinn kam. Allein so

eben hat man von einem Meister in der Spitzbüberei gesprochen: ich habe an Dich gedacht, und dieß hat mich an unser Rendezvous erinnert. Nun zur Sache; wie steht es?"

"Gnädiger Herr, ich habe Ihre Wünsche erfüllt, und seit einer Stunde befindet sich das junge Mädchen in Ihrem Lusthause."

"Bah! wie? ist wirklich Alles schon beendigt?... Allein es scheint mir, die Demoiselle hat nicht viel Umstände gemacht."

"Ich muß Ihnen gestehen, Herr Marquis, daß sie in der That ganz freiwillig in den Wagen gestiegen ist..."

"Ein wenig Widerstand würde mir besser gefallen haben; es ist grausam, bloß wünschen dürfen!... Diese jungen Mädchen zeigen eine ungemeine Bereitwilligkeit, wenn man von einem großen Herrn mit ihnen spricht! Es thut mir fast leid, daß ich mich mit dieser eingelassen habe, denn der Teufel hole mich, wenn ich die geringste Zuneigung zu ihr habe!... Um ein Nichts würde ich sie wieder an den Ort zurückführen lassen, von wo man sie genommen hat... was sagst Du dazu, Touquet? es wäre recht drollig, nicht wahr?"

Der Barbier, erzürnt, daß der Marquis bei der Nachricht von der Entführung des jungen Mädchens so wenig Freude an den Tag legt, antwortet mit kalter Miene: "Ich sehe, daß der gnädige Herr die Person, die ihn vor zwei Tagen entzückt hatte, in der That gänzlich vergessen hat; wenn er sich an sie

erinnerte, so würde er sich nicht so gleichgültig gegen ihren Besitz zeigen."

"Wie, ist sie in der That schön? Hältst Du sie für fähig, mich einige Zeit zu fesseln?"

"Ich weiß nicht, gnädiger Herr, ob sie dieses Glück haben wird; allein ich habe viele Courtisanen nach der Mode gesehen, die diese junge Italienerin nicht aufwogen."

"Ist sie eine Italienerin?"

"Ja, gnädiger Herr."

"Um so besser, das wird meinen Sinn ein wenig ändern."

"Sie nennt sich Julia; ihr Gesicht hat, ohne regelmäßig schön zu sein, etwas Pikantes, etwas Verführerisches; es liegt in ihrer Stimme, in ihren Manieren, kurz in ihrer ganzen Person Charakter... Originalität... kurz, es ist keine von den schmachtenden Schönheiten, deren man so viele trifft."

"Weißt Du, daß Du meine Neugierde lebhaft erregst; ich bin nun zufriedener mit dem Abenteuer. Wohlan, morgen wollen wir alles das bewundern."

"Morgen!... wie, gnädiger Herr, und dieses junge Mädchen, das Sie mit Ungeduld erwartet?"

"Sie wird dennoch so lange seufzen müssen; ich habe meinen Freunden versprochen, wieder zu ihnen zu kommen und die Nacht mit ihnen zuzubringen; unter ehrlichen Leuten muß man sein Wort halten! ... Die schöne Julia wird sich gedulden."

"Ich habe auch einen meiner Leute bei Marcel zurückgelassen; im Falle der Herr Marquis mir einige

neue Befehle zu ertheilen gehabt hätte, würde sie mir derselbe hinterbracht haben, da Marcel das Haus nicht hätte verlassen können."

"Wohlan, Dein Mann wird warten, man wird ihm einige Pistolen weiter geben. Ja! und ich muß Dich auch bezahlen. Hier ist Gold, das ich diesen Morgen beim Spiel gewonnen habe. Allein die Stunde geht vorbei: ich wette, die Schelmen werden ungeduldig; ich eile, mich wieder zu ihnen zu verfügen. Wir werden die Nacht herrlich zubringen; wir werden den guten Einwohnern von Paris Streiche spielen, die Wache durchprügeln, die Sänfenträger anhalten und ich stehe nicht dafür, daß wir nicht einige Mäntel auf der Neubrücke stehlen."

Der Marquis entfernt sich schnell, und der Barbier verschließt seine Thüre, zu sich sagend: „Gehe es jezt, wie es wolle, was liegt mir daran!... ich bin bezahlt."

Während diese Zusammenkunft in der Straße des Bourdonnais stattgefunden hat, verläßt das Mädchen, das man in dem wollüstigen Boudoir gelassen hat, das Ruhepolster, sobald sich diejenigen, welche sie eingeführt, entfernt haben. Sie nähert sich einem Spiegel, in welchem man sich von Kopf bis zu Fuß betrachten kann; ein Spiegel reicht hin, um ein junges Mädchen zu zerstreuen und ihr Beschäftigung zu machen. Julia ordnet ihren Kopfsuß, wühlt mit den Fingern in den Haaren, bessert ihre Locken aus, befeht sich, lächelt sich an. Julia ist kokettisch; jede Frau ist es ein wenig, sagt man; um über das mehr

oder weniger zu urtheilen, darf man nur die Minuten zählen, die sie vor ihrem Spiegel zubringt, und gewöhnlich ist es nicht die Schönste, die sich am längsten in ihm betrachtet.

Endlich scheint Julia mit sich selbst zufrieden; sie entfernt sich von dem Siegel und durchläuft das Boudoir, so wie das benachbarte Zimmer, die Gegenstände, die sie, so lange man sie beobachten konnte, mit Gleichgültigkeit zu sehen geschienen hat, betrachtend und bewundernd. Sie bleibt vor einer Pendeluhr stehen, die ein kleiner Amor von Alabaster trägt; der Zeiger steht auf elf Uhr. Julia seufzt, ihre Stirne wird finsterner, und sie wirft sich auf einen Sessel, indem sie stammelt: „Er kommt nicht!“

Während das junge Mädchen, die Pendeluhr betrachtend, seufzt, läßt sich Chaudoreille in den Speisesaal führen, da er, wie er sagt, vor Hunger stirbt, und schon seit dem frühen Morgen im Dienste des Herrn Marquis in der Stadt umherläuft. Marcel beeilt sich, seinem Gaste ein gutes Nachtessen vorzusetzen, dem der Ritter Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Während des Essens erzählt Chaudoreille seinem alten Freunde seine Heldenthaten, und da ihm Marcel mit dem größten Vertrauen zuhört, so hat unser Gasconner, entzückt, Jemand gefunden zu haben, der seine Prahlereien für wahr hält, bereits fünfzehn Nebenbuhler getödtet und zwanzig Schlachtopfer von der Tyrannei befreit, ehe er an der zweiten Schüssel ist.

„Mein Freund,“ sagte Marcel, große Augen ma-

hend und sich ein Glas mit Getränk füllend, „es scheint mir, daß Du einen hitzigen Kopf hast!“

„Hitzig, sage doch kochend, sage vulkanisch!... Es ist nicht mein Fehler, aber ich kann mich nicht mäßigen!... ich bin ein Mann, der das Point d'honneur aus dem Grunde versteht... ein wahrer Teufel, das ist das richtige Wort.“

„Allein, warum ruffst Du denn um Hülfe gegen die Bildsäulen im Garten?“

„Höre mich, mein theurer Marcel: ich konnte erstens nicht errathen, daß es Bildsäulen waren, und wenn man tapfer ist, glaubt man überall Diebe zu sehen. Du begreifst alles das nicht, weil Du ein sehr ruhiges Blut hast; dann fühlst Du wohl, daß ich mich nicht erfreuen konnte, im Hause des Herrn von Villebelle irgend eine Person zu tödten, ohne ihn zuvor um Erlaubniß gebeten zu haben.“

„Pf!... hier nennt man den Herrn Marquis nie bei seinem Namen!“

„Ah! ich verstehe, das ist gut; hier ist Verheimlichung nöthig... Poß Tausend! es ist der Schauplatz der Incognito-Liebschaften! Sag' mir doch, Marcel, bewohnst Du dieses Haus schon lange?“

„Beinahe fünf Jahre.“

„Du mußt schöne Sachen gesehen haben!“

„Ich habe Nichts gesehen, denn hier muß man sehen und nicht sehen.“

„Ich verstehe recht gut... Was Teufels! hältst Du mich für einen Lumpenkerl?... Das ist gleich,

Du hast einen goldenen Platz!... Der Marquis ist großmüthig, nicht wahr?"

"Ja."

"Du erhältst wenigstens zwanzig Pistolen jährlich?"

"Das Doppelte."

"Glücklicher Schelm!... wenn ich Schelm sage, so bist Du der ehrlichste Mensch von der Welt, den ich kenne... ich glaube sogar, Du bist der einzige, den ich kenne... Dieser theure Marcel!... wie freut es mich, daß ich Dich wieder gefunden habe!... ich habe Dich überall gesucht: in den Akademien, in den Kneipen, in den Spielhäusern..."

"O! es ist schon lange, daß ich nicht mehr spiele!"

"Pah!... Du scherzest."

"Nein, seit unserem Abenteuer verabscheue ich das Spiel; in's Gefängniß wandern, wenn man unschuldig ist, das ist sehr unangenehm."

"Ei, mein Freund, es gibt so viele Spitzbuben, die nicht dahin wandern!... Du siehst wohl, daß dieß das Gleichgewicht herstellt. Was mich betrifft, so gestehe ich, daß ich immer spiele... das unterhält mich! Zudem ist es Vergnügen der großen Herren, es gibt nichts Edleres als spielen und sogar seine Hosen verlieren."

"Da ich nur ein Bedienter bin, so brauche ich diese Mode nicht zu befolgen."

"Du hast unrecht, man muß stets die großen Herren nachäffen. Du hattest eine ungemeine Stärke im Piquet!"

„Ich?... o! ich war im Gegentheil sehr schwach darin...“

„Keine Bescheidenheit, meiner Treu'. Ich will bei Dir in die Schule gehen; wir haben zu Nacht gespeist, laß uns, bis Dein Herr kommt, eine Partie machen, um uns die Zeit zu vertreiben...“

„Das wäre schwer, ich habe keine Karten hier. Wenn ich da oben zufällig solche treffe, die mein Herr und seine Freunde benützt haben, so verbrenne oder verkaufe ich sie.“

„Das ist unangenehm, und ich, der ich fast immer ein Piquetspiel in der Tasche führe, muß es gerade heute zu Hause lassen.“

„Hier, Chaudoreille, koste diesen Liqueur... dieß wird besser sein als spielen.“ Mit diesen Worten füllte Marcel zwei Tassen mit Vanillenrahm und stellte eine vor seinen Gast hin.

„Ja, ich liebe den Liqueur sehr,“ sagte Chaudoreille, „dieser hat einen ausgesuchten Geschmack; allein wir könnten zu gleicher Zeit spielen und trinken...“

„Ich sage Dir aber, daß ich keine Karten habe.“

„Du hast wenigstens Würfel?“

„Eben so wenig.“

„Kugeln?“

„Nein.“

„Damen, Domino's?“

„Kein Spiel, sage ich Dir.“

„Zum Teufel mit Dir!... Wie kannst Du die Zeit hinbringen, ohne zu spielen... Ach! welcher köstlicher Gedanke!... So eben habe ich ein kleines,

sehr angenehmes Spiel erdacht, das Du leicht begreifen wirst. Du hast Deine volle Liqueurtasse vor Dir, ich habe die meinige ... sie sind von gleicher Größe; ich spiele mit Dir um einen Thaler auf die erste Mücke..."

"Welche Mücke?"

"Höre wohl: es fehlt nicht an Mücken in diesem Zimmer; der, in dessen Tasse zuerst eine fliegt, wird dem Andern einen Thaler abgewinnen ... bist Du damit zufrieden?"

"Das ist ein sehr drolliges Spiel, allein ich bin dabei."

"In diesem Falle aufgemerkt!"

Chaudoreille rührt sich nicht; die Augen abwechselungsweise auf seine Tasse und die seines Gegners gerichtet, erwartet er ungeduldig den Augenblick, in dem eine Mücke den verzußerten Liqueur kosten würde. Keiner von ihnen macht eine Bewegung, aus Furcht, die beflügelten Insekten zu erschrecken. Schon fünf Minuten lang sitzen sie regungslos vor ihrer Tasse, als Marcel nießt.

"Mach' Dich der Teufel zu Schanden!" ruft Chaudoreille aus, "Du hast die schönste Mücke verjagt, die sich meiner Tasse näherte ... sie war gerade im Begriffe, hineinzufliegen ..."

"Ist es mein Fehler, wenn ich nießen muß?"

"Das heißt betrügen, mein Theurer, und dem Recht nach solltest Du die Partie verlieren."

"Du spakst ohne Zweifel?"

"Ich will Dir dieses Nießen noch hingehen lassen, allein wenn Du es wiederholst, so zählt es ... Aufgemerkt: die Mücken flogen."

Man schweigt von Neuem still; von Zeit zu Zeit blickt Chaudoreille in die Luft und scheint die Mücken flehentlich zu bitten, seinen Liqueur zu kosten. Endlich fliegt eine Mücke herbei; allein aus Marcel's Tasse will sie trinken.

„Ich habe gewonnen!“ ruft dieser aus.

„Einen Augenblick!“ sagte Chaudoreille, vor Unwillen auf den Boden stampfend. „Laß mich den Fall beurtheilen.“

„Es scheint mir, daß keine Zweideutigkeit hier stattfindet. Die Mücke ist noch in meiner Tasse.“

„Allein es fragt sich, ob es wirklich eine Mücke ist; ich kann keinen Thaler verlieren, denn man kauft nicht die Raße im Sack.“

„O! betrachte sie, so lange Du willst.“

Chaudoreille steht auf und streckt den Kopf vorwärts, um besser in die Tasse sehen zu können, die vor Marcel steht; allein kaum hat er sich durch diese Bewegung seinem Gaste genähert, so ruft er, die Hand an die Nase haltend, aus: „Die Wette gilt nicht!... es ist Nichts geschehen!“

„Was soll das heißen?“ ruft seinerseits Marcel aus, vom Tische aufstehend.

„Ich wiederhole es Dir, daß die Wette nicht gilt.“
„Und warum?“

„Warum?... Alle Teufel! weil Du einen so unreinen Athem hast, daß die Fliegen im Fluge sinken; hieraus siehst Du, daß die Partie nicht gleich ist.“

„Chaudoreille, ich will die Sache als einen Spaß betrachten und kein Geld von Dir nehmen, allein

ich schmeichle mir, einen eben so frischen Athem zu haben, als Du wenigstens."

"Die Sache als einen Spaß betrachten?" sagte der Ritter, die Hand an seinen Degengriff legend. "Willst Du mich veriren? Alle Teufel, wenn ich es wüßte!"

"Wohlan, wohlan, beruhige Dich!"

"Glaubst Du, ich sei der Mann, der Deine Beleidigungen dulde?... Bei meinem Roland! ich weiß nicht, was mich zurückhält..."

"Bist Du bald fertig?"

"Alle Teufel!... Wenn ich glaubte, daß Du mich ärgern wolltest!... Als ob es mir auf einen Thaler ankäme! Wenn ich hundert verloren hätte, so würde ich sie Dir bezahlt haben!"

"Es ist gut, lassen wir das."

Je mehr Marcel sich bemüht, seinen Gast zu besänftigen, desto mehr tobt und schreit dieser, denn er glaubt, man fürchte ihn, und er will dieß dazu benutzen, den Erzürrten zu spielen; er zieht sogar seinen Degen und rennt in dem Saale auf und ab, seine kleinen Augen um sich her wälzend, als ob er Alles zerspalten wollte. Marcel, der endlich ungeduldig wird und sieht, daß seine Bitten nichts fruchten, entschließt sich jetzt, einen hinter eine Thüre gelehnten Besen zu ergreifen, und sich zur Wehr stellend, erwartet er den Angriff seines Feindes.

Allein diese Handlung hat Chaudoreille's Wuth plötzlich besänftigt; er bleibt stehen und sich an die Stirne schlagend, wie Jemand, den ein plötzlicher

Gedanke erleuchtet, ruft er aus: „Großer Gott, was wollte ich thun! ... Im Hause des edlen Marquis von Billebelle sogar lasse ich mich vom Zorne hinreißen. Ach, mein Feuerkopf! Wie böß bin ich auf mich! Alles ist vergessen, Marcel; komm in meine Arme, ich verzeihe Dir!“

Marcel, stets ein guter Bursche, wirft seinen Besen weg und reicht dem Ritter die Hand. Man setzt sich wieder an den Tisch, spielt aber nicht mehr; und während man in dem obern Gemach, auf die Zeiger der Pendeluhr blickend, seufzt, enden die zwei Gäste in dem untern Saale damit, daß sie, die köstlichen Weine und Liqueurs des Marquis schlürfsend, einschlafen.

Viertes Kapitel.

Pont-Neuf. — Tabarin.

Der schlechte Erfolg der Nachtmusik hat den jungen Urbain nicht abgeschreckt; wenn man recht verliebt ist, verliert man den Muth nicht leicht. Unser Liebender ist nach Hause zurückgekehrt, den eifersüchtigen Barbier verwünschend, denn er zweifelt nicht, daß Touquet das junge Mädchen aus Eifersucht so strenge bewacht; allein durch seine Drohungen nicht sehr in Schrecken gesetzt, schwört Urbain, bis in Blanca's Gegenwart zu dringen, und Alles zu thun, um sich ihre Zuneigung zu erwerben.

Schwören ist eine sehr leichte Sache! Wie viele

Schwüre sind nur seit einem halben Jahrhundert schon geschworen und gebrochen worden! Allein laßt uns bloß von Liebeschwüren sprechen; diese sind lustiger, und wer sie bricht, ist der Verzeihung nicht unwürdig. Urbain, der geschworen hat, er wolle Blanca sehen, ist gleichwohl über die Art verlegen, auf welche er diesen Zweck erreichen soll. Allein in der Liebe schwört man immer zuerst und denkt dann erst nach; auch gibt es viele Leute, die in ihren sonstigen Anlegenheiten so verfahren.

Am Morgen des auf die Nacht, in welcher er gesungen hat, gefolgten Tages geht Urbain in der Nähe der Wohnung des Barbiers spazieren, allein er wagt es nicht, in das Haus zu treten, nach welchem er seufzend hinblickt. Um von dem Barbier nicht erblickt zu werden, geht er nicht einmal an dem Laden vorbei und blickt nur aus der Ferne nach den Fenstern: Niemand zeigt sich an ihnen; sie scheinen dazu verdammt zu sein, nie geöffnet zu werden. Er wartet, bis die alte Dienerin das Haus verläßt; endlich öffnet Margarethe die Thüre der Hausthur: sie will die nöthigen Lebensmittel einkaufen.

Urbain verliert die gute Alte nicht aus dem Gesicht, aber er wagt es nicht, mit ihr in die Boutif zu treten. Allein wie soll er die Unterhaltung anknüpfen? ... Im neunzehnten Jahre ist man zur Leitung einer Intrigue noch sehr ungeschickt. Endlich nähert er sich Margarethen zitternd in dem Augenblicke, in welchem sie sich anschickt, wieder nach Hause zurückzukehren.

„Was wollen Sie von mir,“ sagte die Alte in trockenem Tone zu ihm, denn der Anblick eines jungen Ritters flößte ihr stets Besorgnisse ein, und sie erinnerte sich unaufhörlich an die Befehle ihres Herrn. Die Augen niederschlagend, stammelt der junge Mensch: „Madame, ich möchte...“

„Ich bin nicht Dame, ich bin Jungfer.“

„Mademoiselle... wenn ich es wagen dürfte...“

„Was?“

„Sie zu bitten...“

„Sprechen Sie doch!“

„Mir Nachrichten über Jungfer Blanca zu geben!“

„Ueber Jungfer Blanca? ... O, o! ich weiß, was Sie wollen, mein junger Zierling... fort, fort, gehen Sie Ihres Wegs... in der That, Sie haben sich an die rechte Person gewendet!... Wenn Sie von diesem lieben Kinde sprechen wollen, so wenden Sie sich an meinen Herrn, er wird Ihnen antworten und zwar auf eine kräftige Weise.“

Mit diesen Worten entfernt sich Margarethe von Urbain, und murmelt, nach Hause zurückkehrend: „Monsieur hat recht, wir müssen unsere Aufmerksamkeit verdoppeln, damit dieses hübsche Mädchen nicht von diesen schlechten Menschen belagert wird.“

„Sie haben alle geschworen, mich zur Verzweiflung zu bringen,“ sagt Urbain zu sich, tief betrübt über den schlechten Empfang, der ihm von der Alten zu Theil geworden war, „allein aller ihrer Vorsichtsmaßregeln ungeachtet werde ich sie sehen, werde ich mit ihr sprechen!“

Um desto besser über die Mittel, sie zu sehen, nachdenken zu können, entfernt sich Urbain von dem Hause des Barbiers; er läuft in der Irre umher, und kommt bald auf der Brücke Pont-Neuf an.

Die Brücke Pont-Neuf war damals der Versammlungsort der Fremden, Intriguanten, der Müßigen, Spitzbuben und der neuen Ankömmlinge aus den Provinzen. Es war der lebhafteste Ort der Hauptstadt; stets angefüllt von einer Menge Neugieriger, welche sich um Quacksalber drängten, die allgemeine Heilmittel verkauften und Farcen spielten, von wandernden Bankiers, welche Taschenspielerkünste trieben, von Lieder-, Stahlwaaren-, Bücher-, Spielzeug-Verkäufern, bot er den Beobachtern lustige Scenen und ein sehr lebendiges Gemälde dar.

Tabarin, der durch sein öffentlichen Schauspiele bekannt geworden ist und von dem sogar unser großer Molière einige Schnurren entlehnt hat, wohnte damals auf der Neubrücke; er war dem berühmten Signor Hieronimo nachgefolgt, der in dem Hofe des Palastes Salbe gegen den Brand verkaufte, nachdem er sich öffentlich die Hände verbrannt und sie mit seinem Balsam geheilt hatte, während Galinette-la-Galine die Vorübergehenden durch seine Nebenpossen herbeilockte.

Außer Tabarins Schauspiel gab es auf der Brücke Pont-Neuf noch mehrere andere Theater: Meister Gonin, ein sehr geschickter Taschenspieler, hatte sich daselbst niedergelassen und ergötzte die Pariser durch seine Gewandtheit; und in einer geringen Entfernung hatte Briochée sein Marionettenschauspiel.

Tabarin, ein bloßer Hanswurst eines Salbenverkäufers, spielte den Einfältigen und richtete an seinen Herrn tausend lächerliche Fragen. Dieser, als Arzt gekleidet, beantwortete Tabarins Poffen, wobei er ihn einen dummen Esel, ein fettes Schwein u. s. w. nannte, und dieses Schauspiel lockte die Menge herbei. Man sah daselbst nicht bloß das Volk, sondern auch Personen aus den ersten Ständen der Gesellschaft.

Urbain, der, in seine Liebesträume versunken, umherirrte, d. h. ohne vor sich hinzusehen, und alle Personen, die sich ihm näherten, mit dem Ellbogen stieß, fand sich von der Menge vor das Theater des Modehanswursts hingetrieben. Der junge Baccalaureus vernimmt schallendes Gelächter um sich her, er sieht große Herren, junge Mädchen, Arbeiter, gemeine Dirnen, die, das Gesicht in die Höhe gerichtet, entzückt einem Menschen zuhören, der einen Poffenreißerhut auf dem Kopfe hat, mit weiten Hosen bekleidet ist, und das Gesicht durch eine Maske verhüllt hat; dieser Mensch ist Tabarin.

Sein Herr, als Doktor gekleidet, den Kopf mit einer basckischen Mütze bedeckt, das Kinn mit einem langen Barte geschmückt, hält Schachteln mit Salbe oder Balsam in den Händen.

Urbain merkt auf eine Scene, welche der Hanswurst spielt. Tabarin, der seine Isabelle, die von Cassandra bewacht wird, besuchen will, weiß seinen Zweck nicht anders zu erreichen, als dadurch, daß er sich in eine Frau verkleidet, und in dieser Tracht

gelingt es ihm, eine geheime Zusammenkunft mit seiner Gebieterin zu erlangen.

Die Poffenreißersmaske, die Tabarin in seiner weiblichen Tracht beibehält, gibt zu tausend Spässen Anlaß, welche die Lachlust der Menge erregen, und bei denen der Anstand nicht immer gewissenhaft beobachtet wird, allein das Publikum der Neubrücke läßt sich nicht leicht einschüchtern, und die Frauen von Stand, die diesem Schauspiele beiwohnen, begnügen sich, ihre Fächer vor das Gesicht zu halten und auszurufen: „Ach, das sind ungeziemende, ärgerliche Handlungen; man sollte ihm wenigstens die Geberden verbieten!“

Die seltsame Verkleidung des Hanswurstes betrachtend, faßt Urbain einen Plan. Warum sollte er nicht dasselbe Mittel gebrauchen, um sich in das Haus des Barbiers zu schleichen? Ist es nicht die Liebe selbst, die ihm diese List eingibt, indem sie ihn zum Zeugen dieser Scene in dem Augenblicke macht, in welchem sich sein Kopf abmartert, um Mittel zu ersinnen, wodurch er in Blanca's Gegenwart gelangen könnte?

Mag es nun die Liebe, das Schicksal oder der Zufall sein, was unsern Liebenden hierhergeführt hat, immerhin entzückt ihn sein Gedanke, und, Tabarin tausend Mal dankend, ist er auf nichts mehr als auf die Ausführung desselben bedacht. Als bald drängt er sich durch die ihn umgebende Menge, stößt eine Grisette mit dem Ellbogen, bleibt an dem Mantel einer alten Dame hängen, tritt einer kleinen Maitresse, die, auf den Arm eines jungen Studenten

gestützt, sich unter das Publikum geschlichen hatte, auf den Fuß; allein gleichgültig gegen die Scheltworte, die man gegen ihn ausstößt, fährt Urbain fort, sich Platz zu machen, und als er sich endlich aus dem Getümmel herausgewunden hat, läuft er, kaum Athem schöpfend, in seine Wohnung.

Hier angekommen öffnet der junge Baccalaureus die Schublade eines kleinen Sekretärs von Nußbaum und zählt sein Geld; denn in jeder Angelegenheit muß man sich an dieses verfluchte Geld wenden, um die Hindernisse aus dem Wege zu räumen und schneller zu dem vorgesteckten Ziele zu gelangen.

Seine Ersparnisse bestehen bloß in sechszig Tourer Livres; das ist sehr wenig, man würde damit in unsern Tagen nicht in das Boudoir einer Pais gelangen können; allein wenn die Schönheit die Gefährtin der Unschuld ist, so ist der Zutritt desto leichter.

Zudem wird Urbain nicht die Tracht einer großen Dame wählen, er will sich vielmehr in eine Bäuerin verkleiden: sein linksches Wesen wird auf diese Art weniger bemerkt werden. Er betrachtet sich in seinem kleinen Spiegel: kein Bart, nicht das kleinste Härchen am Kinn. Urbain hüpfet vor Freuden, obschon er einige Tage früher nach einem Knebelbart geseufzt hat. Jetzt, da er sich in ein Mädchen verwandeln will, entzückt es ihn auch, daß er keine höhere Gestalt hat, und, seine kleinen Füße und niedlichen Hände betrachtend, ruft er aus: „Wie glücklich ist man, wenn man nicht stark, robust und ein schöner Mann ist!“

Es fragt sich nur noch, wie er sich die nöthigen

Kleidungsstücke verschaffen soll. Er nimmt seine Thaler, begibt sich zu einem Trödler und verlangt ein Hauskleid für eine Landmagd von seiner Größe. Man legt ihm Alles vor, was zum weiblichen Costüm gehört: Rock, Nieder, Schürze, Haube, Halstuch, Schuhe; man läßt ihn für alles das drei Mal so viel bezahlen, als es werth ist, und unser junger Mensch ist entzückt. Diese Einkäufe haben Zeit weggenommen; Urbain nimmt sein Mittagsmahl ein, dann kehrt er gegen Abend mit seinem kleinen Paket unter dem Arme in seine Wohnung zurück, so zufrieden als Jason, der das goldene Vließ wegtrug; als Pluto, der die Proserpina entführte; als Apollo, der der Schlange Python die Haut abzog; als Herkules, der die goldenen Äpfel aus dem Garten der Hesperiden stahl; oder als Paris, der die Frau des Menelaus entführte; und wahrlich, alle diese Leute mußten sehr zufrieden sein.

In seinem Zimmer angekommen, schlägt unser Liebender Feuer. Hierauf schreitet er sogleich zur Umwandlung seiner Tracht und behält von dem männlichen Costüm bloß die Kleidungsstücke bei, die er für nöthig hält, um unter dem weiblichen Rocke nicht zu frieren. Urbain probirt den Rock, dann das Nieder, dann will er alles das anlegen, allein er benimmt sich schlecht dabei: er zieht eine Schnur statt einer andern an, er trennt die Kleider auf, zerreißt sie, ärgert sich; der arme Knabe geräth in Verzweiflung, betrachtet sich in seinem kleinen Spiegel und sieht wohl, daß sein neuer Anzug nicht gehörig geordnet

ist; er wird die Sache nie zu Stande bringen. Was nun thun? Nur eine Frau ist mit allen diesen Geheimnissen der Toilette ihres Geschlechts vertraut; er muß daher eine Frau bitten, ihm zu Hülfe zu kommen, und glücklicher Weise wohnt in dem Stocke unter ihm ein alter Junggesell, dessen flinke und hübsche Magd ihm stets eine anmuthige Verbeugung macht. Als bald springt Urbain, seinen Rock und sein Nieder, so gut er kann, am Leibe haltend, die Treppe hinab und klingelt bei seinem Nachbar.

Die Magd öffnet und bricht in ein lautes Gelächter aus, als sie den jungen Menschen halb männlich, halb weiblich gekleidet erblickt. Allein ein hübscher Junge von neunzehn Jahren interessirt stets, wie er auch gekleidet sein mag, und Urbain sagt zu der Guten mit rührender Stimme: „Ach, meine Beste... ich bin in großer Verlegenheit... ich will mich in ein Frauenzimmer verkleiden und ich kann die Sache nicht zu Stande bringen; wie liebenswürdig wäre sie, wenn sie mir einen Augenblick hülfe.“

„Recht gern,“ erwiedert das wohlbeleibte Mädchen, und ohne sich bitten zu lassen, folgt sie Urbain in sein Zimmer, wo sie immer stärker lacht, als sie sieht, auf welche Art er sein weibliches Costüm angelegt hat. „Sie gehen also auf den Ball?“ sagte sie zu ihm.

„Ja, und ich möchte so verkleidet sein, daß man mich nicht erkennen könnte.“

„O gut, warten Sie, ich, ich will Sie ankleiden, und ich verspreche Ihnen, es soll Ihnen gut stehen.“

Als bald fängt sie an, Alles, was Urbain gemacht hat, umzuändern. „Das ist nicht gar elegant,“ sagte sie.

„Das ist Alles, was ich wünsche; ich will sehr einfach gekleidet sein.“

„Allein Sie müssen noch ein Unterröckchen haben, um es darunter anzuthun... das ist nicht genug; Sie haben keine Hüften wie wir... man muß Ihnen wohl machen... und diese Haube!... Ei, wie garstig!... das würde Ihnen nicht stehen... ich werde Ihnen eine andere holen und Alles, was Sie brauchen. O, ich will, daß Sie hübsch seien.“

Ohne auf Urbain, der ihr dankt, zu hören, läuft die junge Magd in ihr Zimmer, von wo sie bald wieder zurückkommt, mit Allem versehen, was nöthig ist, um aus dem jungen Menschen ein artiges Mädchen zu machen. Die neue Haube wird probirt; sie paßt vollkommen gut. Urbain ist entzückt; er weiß nicht, wie er dem jungen Mädchen seine Dankbarkeit bezeugen soll und diese wird mit seinem Kopfspuße nicht fertig: Locken müssen gemacht, Haare zurückgekämmt werden; sie verbirgt ihm das Kinn, befestigt ihm Stechnadeln, bleibt stehen, betrachtet ihn und ruft aus: „Das ist wirklich recht hübsch!... Eine so weiße Haut, ein so sanftes Gesicht; die Leute werden sich täuschen, das ist gewiß. Warten Sie jetzt noch eine Weile, daß ich Ihnen Brüste mache.“

„Ist das wohl nöthig?“

„Wie, ob das nöthig sei? Ah! was mögen Sie da fragen.“

„Allein ich erstickte in diesem Nieder...“

„Ach, es geht uns ebenso; aber das thut nichts. Um hübsch zu sein, muß man ein wenig leiden. Warten Sie, daß ich Ihnen die Taille zusammenziehe, ... daß ich Ihnen Hüften mache... und dann... Ah, bei einer Dame muß dieß sein... daran erkennt man das Geschlecht.“

Die junge Magd findet an Urbain immer noch Etwas auszubessern und dieser versteht sich, um gut verkleidet zu werden, zu Allem, was sie will, mit dem besten Anstande von der Welt, indem er jeden Augenblick wiederholt: „Wie gut ist sie, Jungfer; wie könnte ich ihr meine Dankbarkeit beweisen!“

Sei es nun, daß Urbain endlich ein Mittel gefunden hat, seine Dankbarkeit zu beweisen, oder daß die Magd dem jungen Menschen noch etwas Anderes thun mußte, die Toilette dauerte länger als zwei Stunden. Erst nach Verfluß dieser Zeit verließ das wohlbeleibte Mädchen, roth wie eine Kirsche, den jungen Menschen mit den Worten: „Es ist geschehen, Sie sehen gar nicht mehr aus wie eine männliche Person!... Sie können jetzt ausgehen... Schlagen Sie die Augen nieder, blicken Sie seitwärts, nehmen Sie kleine Schritte, schwanke Sie ein wenig mit den Hüften, heben Sie Ihr Kleid ein wenig auf und Sie werden das Ende der Straße nicht erreichen, ohne eine Eroberung gemacht zu haben. Adieu, mein Herr, wenn Sie mich brauchen, so schonen Sie mich nicht, wenn es Ihnen beliebt.“

Die junge Magd hat sich entfernt, und nachdem

Urbain seinen Gang eine Zeit lang einstudirt hat, faßt er den Entschluß, sich in seiner neuen Tracht auf die Straßen von Paris zu wagen.

Fünftes Kapitel.

Nächtliches Abenteuer.

Der Baccalaureus fühlt sich in seiner weiblichen Verkleidung auf den Straßen von Paris ziemlich unbehaglich. Ob es gleich Nacht ist und die Straßen nur schwach beleuchtet sind, so glaubt er doch, so oft Jemand an ihm vorbeigeht, er sei erkannt, und versteht sich darauf, von den Sergeanten angehalten zu werden, die ihn nach dem Beweggrunde seiner Verkleidung fragen und ein Lösegeld von ihm verlangen könnten, wenn er fortführe, als Frauenzimmer in der guten Stadt umherzugehen, in der man sich nur in dem Falle, daß man mit vollen Händen Geld ausstreut, für das ausgeben kann, was man nicht ist; und da Urbain keinen Thaler bei sich hat, weil man nicht an Alles denkt, wenn man sich in ein Frauenzimmer verkleidet, so fühlt der junge Verliebte wohl, daß er den Händen der Gerechtigkeit ausweichen müsse. In Wahrheit, er fürchtet die Diebe nicht; dieß hieß damals viel, es heißt gegenwärtig noch Etwas.

Nach und nach faßt Urbain Muth; er gewöhnt sich an seine Kleidung, und gewisse Reden, welche von Vorübergehenden an ihn gerichtet werden, be-

weisen ihm, daß man sich hinsichtlich seines Geschlechts täuscht. Urbain ist nicht geneigt, die etwas ritterlichen Artigkeiten, die man ihm sagt, zu beantworten; er begnügt sich damit, seine Schritte zu verdoppeln. Endlich hat er die Straße des Bourdonnais erreicht; allein jetzt erst fällt es ihm bei, daß es schon zu spät ist, um in das Haus des Barbiers dringen zu können. Es ist unwahrscheinlich, daß Margarethe jetzt ausgeht; seine Verkleidung wird ihm daher erst am folgenden Tage zu Statten kommen können; es war daher vergeblich, daß er sie so bald angelegt hatte. Allein macht ein Liebender solche Betrachtungen? Da übrigens Urbain sich an das Tragen der weiblichen Tracht gewöhnen will, so ist es ihm nicht unlieb, daß er des Nachts den ersten Versuch damit gemacht hat. Mit diesen Gedanken beschäftigt, schlenderte er vor dem Hause des Barbiers umher, nach Blanca's Fenstern blickend und ihr tausend Seufzer zuschickend, die sie nicht hört, weil sie schläft, und die sie wahrscheinlich nicht hören würde, wenn sie wach wäre.

Sich ganz dem Vergnügen überlassend, unter den Fenstern seiner Schönen zu seufzen, bedenkt Urbain nicht, daß, wenn es natürlich ist, einen jungen Menschen des Nachts auf der Straße warten oder seufzen zu sehen, ein Frauenzimmer, das allein und so spät noch ein Gleiches thut, zu manchen Muthmaßungen Anlaß gibt. Plötzlich wird der junge Liebende aus seiner Entzückung durch eine männliche Person gerissen, die ihn stark am Knie zwickt und mit heiferer Stimme zu ihm sagt: „Es scheint mir, mein

Mütterchen, daß der, welchen Du erwartest, faumfelig ist; wenn Du meinen Arm annehmen willst, so wollen wir bei dem Wirth da unten weißen Wein kosten. Ich bin ein Kunde... es sind Kabinete dort..."

Urbain dreht sich um und erblickt einen großen lustigen Schalk in der Tracht eines Sänstenträgers. Sehr wenig erfreut über das Abenteuer eilt der junge Baccalaureus davon, seinen Galan zurücklassend; allein kaum ist er zweihundert Schritte von ihm entfernt, so wird er von Neuem von zwei Pagen angehalten, die ihn umarmen wollen; es gelingt ihm jedoch, ihnen zu entkommen, und er eilt weiter fort. Bald reden ihn Studenten, dann Lakaien und dann Soldaten an; einige verfolgen ihn. Um ihnen zu entinnen, verdoppelt Urbain seine Geschwindigkeit, und um besser laufen zu können, hebt er seinen Rock bis an die Kniee auf, allein je weiter er ihn aufhebt, desto hitziger verfolgen ihn diese Herren.

"Der Teufel!" sagte der fliehende Urbain zu sich, "ich habe mich nicht in ein Frauenzimmer verkleidet, um mich von allen Pagen und Lakaien in der Stadt kneipen zu lassen. Die Männer haben den Teufel im Leibe!... Ich sehe jetzt ein, daß es angenehmer ist, Hosen zu tragen als Weiberröcke, allein morgen werde ich zu Blanca gehen; wohlan! Muth gefaßt... sie werden mich vielleicht in Ruhe lassen."

Mit diesen Worten sprang Urbain über die Gassen und durchlief die Straßen, von Schweiß triefend, und fast erstickend in seinem Nieder und unter dem künstlichen Busen, mit dem ihm die junge Magd die

Brust besetzt hatte. Da er die Straßen, die vor ihm lagen, auf's Gerathewohl einschlug, um seinen Eroberungen zu entgehen, so wußte er endlich selbst nicht mehr, in welchem Stadtviertel er sich befand.

Da Urbain Niemand mehr hinter sich hört, so bleibt er stehen und schöpft Athem. Er erkennt den Ort, an welchem er sich befindet: er ist über die Brücken gegangen und in dem großen Pré-aux Cleres angekommen, in welchem man Häuser zu bauen und Straßen zu eröffnen anfang, wie man es in dem kleinen Pré-aux-Cleres gethan hatte, das gegen das Ende der Regierung Heinrich IV. ganz mit Häusern bedeckt war.

„Gut! das ist die neue Straße, die man Berneuil nennt,“ sagte Urbain zu sich, „da ist der Chemin-aux-Vaches, wo man die Straße St. Domingo baut. Ich weiß nun, wo ich bin, allein ich will ein wenig ausruhen; meine Wohnung ist zu weit entfernt, als daß ich mich sogleich wieder auf den Weg begeben könnte. Ich bin ganz erschöpft, ich muß Athem holen; dieses Stadtviertel ist menschenleer, die Nacht ist vorgerückt; ich darf daher hoffen, daß ich keine Eroberungen mehr machen werde.“

Urbain schürzt seine Röcke auf und setzt sich auf einen Stein; nach Verfluß einer halben Stunde fühlt er sich nicht mehr ermüdet, steht auf und schickt sich an, in sein Logis zu eilen. Ruhig vorwärts gehend wünscht er sich Glück dazu, daß ihm Niemand mehr begegnet, allein während er an der Straße Bourbon vorübergeht, bemerkt er plötzlich vier Menschen, die

aus derselben hervorkommen, und als sie ihn erblicken, plötzlich Halt machen, um ihm den Weg zu versperren. „O, o! was ist das?... so spät!... das Wild hat sich noch nicht zur Ruhe gelegt!“

„Bei meiner Ehre, ein herrliches Zusammenreffen... es ist eine kleine Pächterin!“

„Um so besser, ich liebe die Bäuerinnen sehr...“

„Der Teufel! Marquis, eine Bäuerin, die mitten in der Nacht in Paris spazieren geht?... Das ist eine Unschuld, die, scheint es mir, furchtbar kühn ist...“

„Still, Ritter, Du hast stets böse Gedanken!... Ich wette, das arme Kind ist bloß in die Stadt gekommen, um seine Eier zu verkaufen!“

„Mag sie gekommen sein, in welcher Absicht sie will, sie wird in keinem Falle zurückkehren, ohne daß meine Knebelbärte sich auf ihren schönen Mund gedrückt haben.“

Urbain sieht an der Sprache und den Manieren dieser Herren, daß er es mit Galgenvögeln von hohem Stande zu thun hat; da er ihnen nicht entfliehen kann, denn er ist von allen Seiten umringt, so sucht er sich von ihnen loszuwickeln, indem er mit zarter Füstelstimme sagt: „Meine Herren, ich bitte, lassen Sie mich; ich bin nicht das, was Sie glauben.“

Allein seine Bitten werden nicht gehört; man drängt sich um ihn, drückt ihn. Urbain, den dieses Benehmen ungeduldig macht, sieht zu seiner Befreiung keinen andern Ausweg mehr, als den, sein Geschlecht zu verrathen; er ruft daher in seiner natürlichen Stimme aus: „Lassen Sie mich in Ruhe, meine

Herren! Ich wiederhole Ihnen, daß Sie sich nicht an die rechte Person gewendet haben."

Diese Worte, die der Baccalaureus auf eine Art sprach, die keinen Zweifel über sein Geschlecht mehr gestattete, bringen auf die vier jungen Herren die Wirkung des Medusenhauptes hervor: sie bleiben regungslos stehen; allein bald erheben alle vier ein schallendes Gelächter und rufen aus: „Es ist eine männliche Person!... o, das Abenteuer ist einzig!"

„Ja, meine Herren, es ist eine männliche Person," erwiedert Urbain; „ich hoffe jetzt, daß Sie mir gestatten werden, meinen Weg fortzusetzen."

„Was mich betrifft, ich habe nichts dagegen," sagte einer der Unbekannten.

„Hör', Billebelle," erwiederte ein Anderer, „laß doch diesen Knaben gehen, Du siehst wohl, daß es kein Mädchen ist! Ich glaube, Gott verdamme mich, daß der Wein, den wir getrunken haben, ihn seinen Irrthum nicht erkennen läßt; ist es nicht wahr, Ritter?"

„Bei Gott, meine Herren, es ist so!" erwiederte der Marquis von Billebelle, denn er war es in der That. Wie er dem Barbier gesagt hatte, brachte er den Rest der Nacht mit seinen Freunden auf eine lustige Art zu, indem er nach anziehenden Abenteuern in den Straßen der Hauptstadt jagte. Von Wein und sonstigen starken Getränken erhit, war der Marquis, der bei solchen Gelegenheiten stets das Beispiel der Tollheit und Ausschweifung gab, dem jungen Urbain am hitzigsten zu Leibe gegangen; er

fuhr jedoch fort, den Baccalaureus zurückzuhalten, obſchon er ſich zu erkennen gegeben hatte.

„Einen Augenblick, mein Knabe,“ ſagte er, Urbain zurückhaltend; „wir wiſſen, daß Du kein Mädchen biſt, das iſt ſehr gut; allein bei allen Teufeln, es müſſen Dir luſtige Abenteuer begegnet ſeyn, daß Du Dich ſo verummmt haſt. Erzähle ſie uns, das wird uns ergözen, wir wollen Dich dann frei laſſen.“

„Ja, ja,“ wiederholen die Andern, „er muß uns ſagen, warum er ſich in ein Frauenzimmer verkleidet hat.“

„Ich werde es morgen bei dem kleinen Leyer des Cardinals erzählen.“

„Ich werde es der Marian Delorme mittheilen.“

„Ich werde Bois-Robert bitten, es für den Hof in Verſe zu bringen.“

„Colletet wird eine Komödie daraus machen. Wohlan, ſprich doch!“

„Noch einmal, meine Herren, laſſen Sie mich meinen Weg fortſetzen,“ erwiedert Urbain ungeduldig. „Mit welchem Rechte fragen Sie mich? ich habe Ihnen nichts zu ſagen, und ich will mich entfernen.“

Dieſes ſagend, ſucht er den Marquis von Neuem zurückzudrängen, allein dieſer verſperrt ihm den Weg, zieht ſeinen Degen und ruft aus: „Bei meiner Ehre! der kleine gute Menſch ſpielt den Unverſchämten... Ah! das iſt zu unartig. Rede, oder wir laſſen Dich wie einen Pudel über unfere Klingen ſpringen.“

„Unverſchämter!“ rief Urbain wüthend aus, „wenn ich eine Waffe hätte, ſo würden Sie ſich keine ſolche

Neben erlauben, oder Sie fühlten bereits Reue darüber."

"Wahrhaftig, ja, ich will sehen, wie Du den Degen führst! Wohlan, Ritter, leihe mir den Deinen."

"Wie, Billebelle, Du willst..."

"Ja, ohne Zweifel, ein Duell mit einer Bäuerin, das wird lustig sein; wohlan, meine Herren, bilden Sie einen Kreis."

Mit diesen Worten nimmt der Marquis den Degen eines seiner Gefährten und reicht ihn Urbain dar. "Hier," sagte er zu ihm, "hast Du Etwas, womit Du Dich vertheidigen kannst; stell' Dich zur Wehr, wir wollen sehen, ob Du so tapfer als eigensinnig bist."

Urbain reißt dem Marquis den Degen hastig aus der Hand und greift ihn sogleich an; obschon seine Röcke und sein Nieder ihn belästigen, so stürzt er doch mit Ungeßüm auf seinen Gegner los, der, seine Hiebe ablenkend, jeden Augenblick ausruft: "Gut!... sehr gut, bei meiner Ehre!... sehen Sie doch, meine Herren... der Teufel, wie er so hitzig angreift!... ich muß meine ganze Geschicklichkeit aufbieten, um..."

Ein Stich, der ihm einen Theil des Vorderarms durchdringt, hemmt die Rede des Marquis; sein Degen entfällt ihm, seine Freunde umgeben und halten ihn, Urbain selbst will ihm zu Hülfe kommen.

"Es ist nichts, es ist nichts," sagte der Marquis; "lebe wohl, mein Freund, Du bist ein tapferer Mann; es freut mich, Deine Bekannschaft gemacht zu haben,

obschon ich nicht weiß, mit wem ich es zu thun gehabt habe. Was Dich betrifft, wenn Du eines Tags Dich in Verlegenheit befindest, wenn Du einen schlimmen Handel abzumachen hast, oder einen Beschützer brauchst, so komm' in mein Hotel, frage nach dem Marquis von Billebelle, und Du wirst mich bereit finden, Dir zu dienen."

Mit diesen Worten ergreift der Marquis die Hand des jungen Menschen, drückt sie ihm mit Herzlichkeit und entfernt sich dann, gestützt auf die jungen Edelleute, die seine Wunde mit ihren Schnupstüchern verbunden haben. Unser Verliebter aber eilt, noch ganz betäubt von diesem Abenteuer, schnell in seine Wohnung zurück.

Sechstes Kapitel.

Die Zusammenkunft unter vier Augen.

Die ereignißreiche Nacht ist der Morgenröthe gewichen und der Schlaf hat Juliens Augen noch nicht berührt: aufgeregt und ungeduldig ist sie zwanzig Mal von dem Sopha aufgesprungen und hat an der Thüre gelauscht, da sie ein Geräusch zu vernehmen glaubte und den Marquis erscheinen zu sehen hoffte. Allein sie hat alle Stunden dieser Nacht, die ihr eine Ewigkeit zu sein schien, schlagen gehört, und der verführerische Marquis ist nicht gekommen.

Die Stirne der jungen Italienerin hat sich umwölkt; ihre Augen, in denen stets ein lebhaftes Feuer glänzt, drücken nicht mehr dieselben Gefühle aus;

eine düstere Flamme sprüht in ihnen. Julia's Busen ist beklemmt; sie seufzt, sie läuft in dem Zimmer, dessen Eleganz keine Reize mehr für sie hat, planlos umher, geht an den Spiegeln vorüber, ohne sich in denselben zu betrachten; ihre Eitelkeit fühlt sich gedemüthigt durch die Gleichgültigkeit des Marquis, dessen Betragen in der That unentschuldbar war. Welche Frau wird eine solche Vernachlässigung verzeihen? Sich freiwillig entführen lassen, um hernach die ganze Nacht in der Einsamkeit zuzubringen! . . . Die Liebe entschuldigt Vieles, allein die Eigenliebe entschuldigt Nichts.

Sobald der Schein der Kerzen vor dem aufgehenden Morgenlichte erblaßt, öffnet Julia die Thüre des Boudoirs, durchläuft sodann mehrere Zimmer, und kommt endlich in den Corridor. „Sie fürchten nicht, daß ich entwische,“ sagte sie, einen bitteren Seufzer ausstoßend; „sie haben keine einzige Vorsichtsmaßregel ergriffen, um mich zurückzuhalten; allein der Herr Marquis und sein würdiger Agent glauben, ich fühle mich schon zu glücklich, daß ich in dieses Haus geführt worden sei! Geduld . . . eines Tags werden sie mich vielleicht besser kennen lernen.“

Julia steigt die Treppe hinab. Obgleich man schon mitten im Winter war, war es doch ein schöner Morgen. Die junge Italienerin tritt durch den Säulengang hinaus und vertieft sich in die Gärten, deren lange Baumgänge sie, sich ganz ihren Gedanken überlassend, durchläuft.

Der Tag hat Marcel und seinen Gast, die an

dem Tische, an welchem sie zu Nacht gespeist haben, eingeschlafen sind, überrascht. Marcel, welcher zuerst erwacht, ruft seine Gedanken zurück und begreift nicht, warum sein Herr die ganze Nacht hindurch nicht gekommen ist, allein die Thürglocke tönt in dem Saale, in welchem sie geschlafen haben, und der Marquis ist nicht der Mann, der nichts von sich hören läßt.

Marcel stößt den Ritter, der seine kleinen Augen öffnet und erstaunt um sich herblickt, die Worte murmelnd: „Alle Teufel!... ich bin nicht in meinem Logis in der Straße Brisemiché, noch in dem Ballhause in der Straße Vidée-Gousset... wo Teufels hab' ich denn die Nacht zugebracht?... wo ist mein Beutel?... ich habe acht Thaler darin!“

Echaudreille betastet sich schnell und zählt sein Geld, während Marcel zu ihm sagt: „Wache doch ganz auf und erinnere Dich, wo Du bist... hältst Du mich für fähig, Dich zu befehlen?“

„Ach, was für ein Ochsenkopf bin ich!... Dieser theure Marcel... ich erinnere mich jetzt an Alles... Verzeihung, mein Freund, allein im ersten Augenblicke glaubte ich mich in der Schenke, wo ich zuweilen übernachtete! Was Teufel, es ist heller Tag!“

„Ja, und der Marquis ist heute Nacht nicht gekommen; ich begreife es nicht...“

„Das ist in der That höchst sonderbar; und die arme Kleine, die wir mit so viel Mühe hierher brachten, was der Henker wird sie seit gestern gethan haben?“

„Sie wird geschlafen haben wie wir.“

„Ach, mein lieber Marcel, man sieht wohl, daß Du das schöne Geschlecht nicht studirt hast!... Schlafen?... eine Frau, die zum ersten Male ihren Sieger erwartet?... sie hätte lieber den Mond gefressen als geschlafen.“

„Allein wenn der Sieger nicht kommt, muß man wohl einen Entschluß fassen.“

„Nie, nie, sage ich Dir!... Höre einmal folgendes Beispiel: Ich hatte einmal einer Baronin an dem Strand der Seine in der Nähe des Thurms Nesle ein Rendezvous gegeben; es war auch Winter und schrecklich kalt. Unerwartete Hindernisse, ein Duell, verhindern mich, zu meiner Schönen zu gehen. Ich werde verwundet und muß acht Tage lang im Bette liegen. Als ich am neunten Tage zufällig an den verabredeten Ort kam, was sehe ich noch daselbst?“

„Deine Baronin?“

„Getroffen! Allein die arme Frau war seit vier Tagen erfroren, und das, weil sie den Ort des Rendezvous nicht hatte verlassen wollen.“

„Unsere Dame hatte ein gutes Feuer und Alles, was sie wünschen konnte. Sie wird auf meinen Herrn harren und nicht erfroren sein.“

„Sag' mir doch, Marcel, was meinst Du, wenn ich hinaufginge und ihr liebenswürdige Sachen sagte, um sie ein wenig zu zerstreuen.“

„Nein, das könnte dem Herrn Marquis mißfallen.“

„Ach, Du hast recht, es könnte seinen Verdacht erregen.“

„Wäre es nicht besser, wenn Du fortgingest, um die Person aufzusuchen, die Dich hier gelassen hat, um ihr zu sagen, daß der gnädige Herr nicht gekommen ist?“

„Nein, mein theurer Marcel, Touquet hat mir gesagt, ich solle hier die Befehle des Marquis erwarten, und ich muß seine Instruktionen befolgen; mag er vierzehn Tage nicht kommen, das ist mir ganz gleich, ich verlasse Dich nicht. Du hast einen guten Keller und Mundvorräthe jeder Art, ich befinde mich recht gut hier; ich werde bloß Karten auf die nächste Nacht holen und Dich dann Hauptschläge lehren, von denen Du nichts ahnst.“

„Meinetwegen, ich werde unser Frühstück zubereiten und dann mich erkundigen, ob die Dame Etwas wünscht.“

„Wohl, während dieser Zeit werde ich den Garten durchlaufen und mit Deinem Herkules Bekanntschaft machen.“

Chaudoreille legt seinen Mantel zurecht, ordnet seine neue Krause, die er zufällig gekauft hat, die ihn aber entzückt, weil sie ihm bis an die Ohren geht. Er setzt seinen Hut auf, ringelt seine Haare, und in den Garten sich begebend trillert er: „Komm' Morgenroth, ich fleh' Dich an!“ ein Gesang, den der gute König Heinrich in Aufnahme gebracht hatte. Vor jeder Bildsäule bleibt er mit stolzer Miene stehen und schneidet denen, welche ihm den Abend zuvor bang gemacht haben, saure Gesichter.

Beim Herausritte aus einem Baumgange be-

merkt er Julien, die in einem Gebüſche ſißt, das noch nicht durch das Blätterwerk beſchattet iſt. Das junge Mädchen iſt in Gedanken vertieft und hat ihn nicht kommen hören. Chaudoreille berathſchlagt ſich, ungewiß, ob er ſie anreden oder ſeines Wegs gehen ſoll; er entſchließt ſich zu dem erſtern und nähert ſich ihr, ſeine linke Hand auf ſeine Hüften ſtemmend, den Leib vorwärts biegend und ſeinen Mund bereits zu einem Lächeln geſtaltend. Julia ſchlägt die Augen raſch auf; da ſie aber den Ritter erblickt, kann ſie ſich eines Lächelns nicht erwehren. „Was wollen Sie von mir?“ ſagt ſie haſtig zu ihm.

Beſtürzt hält Chaudoreille mitten in ſeinem Lächeln inne und kann nicht ſogleich antworten. „Wer ſchickt Sie zu mir?“ beginnt Julia wieder; „iſt der Marquis hier?... oder ſein Vertrauter, der Barbier Touquet?“

„Nein, ſchöne Dame... ich bin im gegenwärtigen Augenblicke mit Ihnen und Marcel allein in dieſem Hauſe... ich habe dieſe Nacht Ihrer Sicherheit wegen durchwacht... ich glaubte immer, der Marquis werde kommen.“

„Wer iſt dieſer Marcel? Ohne Zweifel der Diener, der uns geöffnet hat?“

„Richtig errathen.“

„Dient er dem Marquis ſchon lange in dieſem Hauſe?“

„Nein, nein, ich glaube, erſt vier oder fünf Jahre.“

„Und Sie, ſind Sie ſchon früher hier geweſen?“

„Geſtern war es das erſte Mal.“

Julia ſchweigt und Chaudoreille beginnt nach

Verfluß einer Minute wieder: „Kennen Sie wohl meinen Busenfreund, den Barbier Touquet?“

„Was liegt Ihnen daran,“ antwortete die Italienerin, dem Ritter einen verächtlichen Blick zuwerfend.

„Sicherlich nichts. Aber weil Sie ihn genannt haben... er ist zweifelsohne ein sehr achtungswerther Bursche; ich rechne es mir zur Ehre, sein Freund zu sein.“

„Das gereicht Ihnen zum Lobe,“ sagte Julia, während ein ironisches Lächeln um ihren Mund spielte.

„Ja, gewiß,“ erwiedert Chaudoreille, der Julia's Lächeln zu seinem Vortheile deutet, „wir haben das Feuer mit einander gesehen... er ist tapfer... o, hierin lasse ich ihm Gerechtigkeit widerfahren!... er hat sich stets mit Ehren aufgeführt.“

„Stets?... und hat er Ihnen zuweilen Etwas von seinen Verwandten, von seinem Vater erzählt?“

„Meiner Treu' nicht; ich glaube nicht, daß er in den ersten Ständen der Gesellschaft geboren worden ist... in diesem Punkte stehe ich unendlich weit über ihm: die Chaudoreille sind ein sehr reines Geschlecht, und ihr Stamm steigt zurück bis auf Noah. Unter Karl dem Kahlen ließ sich einer meiner Vorfahren...“

„Was liegt mir an dem, was Ihre Vorfahren thaten! Ich spreche mit Ihnen von der Familie des Barbiers.“

„Richtig, allein mein Freund Touquet hat wenig mit mir davon gesprochen: ich glaube, er ist ein Lothringer, und er hat mir gesagt, er habe sein Vaterland frühzeitig verlassen und sei noch sehr jung nach Paris

gekommen. Nur da kann das Genie glänzen; auch hat Touquet sein Glück gemacht! Und ich... Gott sei Dank, ich bin..."

Hier fielen Chaudoreille's Augen auf sein an mehreren Orten durchlöchertes Wamms; nachdem er es mit seinem Mantel bedeckt hat, fährt er fort: „Ich wäre sehr reich, wenn ich mich nicht der Weiber wegen zu Grunde gerichtet hätte.“ Julia, die auf die letztere Phrase wenig gemerkt hatte, sagte mit gedämpfter Stimme: „Er muß reich sein, wenn er dem Marquis bei allen seinen tollen Streichen beigefanden ist.“

„Er verheirathet sich nicht,“ fährt Chaudoreille fort, „und doch könnte er gegenwärtig eine gute Partie treffen... sein Haus in der Straße des Bourdonnais ist ein hübsches Eigenthum... vielleicht will er wegen der Kleinen nicht... vielleicht will er sie selbst heirathen... dieß würde mich nicht in Erstaunen setzen..."

„Welche Kleine?“ fragte Julia neugierig.

„Das junge Mädchen, das er an Kindesstatt angenommen hat, und das jetzt sechszehn Jahre alt ist.“

„Der Barbier Touquet hat ein Mädchen an Kindesstatt angenommen?“

„Ja, ohne Zweifel! Wie kommt es, daß Sie, die Sie ihn kennen, dieß nicht wissen?... es ist doch eine der besten Handlungen seines Lebens!“

„Touquet hat eine gute Handlung verrichtet?“ sagte Julia ironisch lächelnd; „ich hätte es nicht errathen! Und dieses junge Mädchen, ist es hübsch?“

„Der Teufel! ob es hübsch sei? ich glaube es

doch!... es ist ein... aber nein," sagte Chaudoreille, sich plötzlich besinnend, „sie ist ganz und gar nicht schön, im Gegentheil, sie ist häßlich, man kann sogar sagen, sie sei abstoßend.“

„So eben nannten Sie sie schön, und jetzt machen Sie sie sehr häßlich... Sie scheinen selbst nicht zu wissen, was Sie sagen wollen, Herr Chaudoreille.“

„Neben Ihnen, schönes Dämchen, kann man leicht den Kopf verlieren; allein bei diesem Degen, ich schwöre Ihnen...“

Da sich in diesem Augenblicke die Glocke der Gartenthüre vernehmen läßt, so hält Chaudoreille inne: in der Vermuthung, es sei der Marquis und es würde gefährlich für ihn sein, wenn man ihn bei einer geheimen Unterhaltung mit Julia anträfe, entläuft er durch den ersten besten Baumgang und eilt zu Marcel zurück, indeß die junge Italienerin ängstlich lauscht und ein lebhaftes Hochroth ihre Wangen färbt.

Marcel öffnet, allein nicht der Marquis, sondern bloß Touquet tritt ein. „Ihr Herr hat sich heute Nacht duellirt," sagte er zu Marcel, „er ist verwundet, aber nur leicht, wie es scheint. Ich will mit dem jungen Mädchen reden. Sie wird zu wissen verlangen, was alles das bedeuten soll... wo ist sie gegenwärtig?“

„Im Garten," sagte Chaudoreille, „allein ich versichere Dich, daß sie sich da nicht zu langweilen scheint... es ist wahr, ich habe mit ihr geschwätzt und...“

„Hatte ich Dir es erlaubt?... Du bist sehr kühn, daß Du Dich mit einer Frau unterhältst, auf die der Marquis die Augen geworfen hat...“

„Ja, ich gestehe, daß ich sehr kühn bin... allein ich glaubte, Du sagtest, daß der Marquis sich geschlagen hat; weißt Du mit wem?“

„Schwachkopf, sind das unsere Sachen? Glaubst Du, ich habe ihn gefragt?“

„Es ist wahr, es sind nicht unsere Sachen, aber...“

„Du hast nichts mehr hier zu schaffen, pack' Dich.“

„Ich mich packen?“

„Ja, und das auf der Stelle.“

„Ohne dem gnädigen Herrn vorgestellt zu werden? Das ist sehr unangenehm; allein... wenigstens... es scheint mir, wenn man mich nicht mehr braucht, so sollte man mich bezahlen.“

„Nimm, hier sind noch zehn Thaler, das ist hundert Mal weiter, als Du werth bist.“

„Sehr gut, allein die Bandrose und die zerbrochene Scheibe...“

„Der Henker! bist Du nicht zufrieden, Schlingel?“

„Ja wohl, ja wohl, ich bin sehr zufrieden!... Ich will nicht murren,“ sagte Chaudoreille zu sich, „er könnte sich an die Bärte erinnern, die ich ihm schuldig bin.“

„Geh!“ sagte der Barbier, mit dem Finger nach der Gartenthüre weisend. Der Gascogner schiebt die so eben erhaltene Summe schnell in seinen Beutel, steckt diesen sodann sorgfältig in seinen Gürtel und murmelt: „Zehn und acht macht achtzehn... alle Teufel! ich könnte damit das Ballhaus in der Straße

Vidée-Gousset und die Bank in der Straße Coup-Gorge an mich bringen.“ Dann drückt er seinem Freunde Marcel die Hand und geht, seinen Mantel um sich herwerfend, durch die kleine Thüre hinaus, die er nicht weit genug findet, seit er achtzehn Thaler besitzt.

Der Barbier, der den Auftrag, den ihm der Marquis gegeben hat, zu vollziehen eilt, um bis zu der Ankunft seiner Kunden wieder in seinem Hause zu sein, durchläuft den Garten mit großen Schritten und begegnet Julien, die bei seinem Anblicke ihre Hoffnung abermals schwinden sieht.

„Madame,“ sagte Touquet, das junge Mädchen grüßend, „das Betragen des Herrn Marquis hat Ihnen wenigstens als sehr außerordentlich erscheinen müssen; Sie werden es entschuldigen, wenn ich Ihnen sage, daß er sich heute Nacht auf der großen Pré-aux-Cleres geschlagen hat und verwundet worden ist.“

„Er ist verwundet?“ sagte Julia gerührt, „und fürchtet man?“

„Nein, Madame, er ist bloß leicht am Arme verwundet; der Herr Marquis hat mir dieses Ereigniß diesen Morgen bei Tagesanbruch mitgetheilt und mir den Auftrag gegeben, Sie davon in Kenntniß zu setzen; er hofft, bald wieder hergestellt zu sein und in vier oder fünf Tagen Sie besuchen zu können, um sich selbst zu entschuldigen; allein wenn Sie sich hier langweilen, so steht es Ihnen frei, in Ihr Magazin zurückzukehren, ich werde...“

„Nein,“ sagte Julia, den Barbier rasch unterbrechend, „ich werde hier bleiben; glauben Sie denn,

ich habe meine Wohnung verlassen, um wieder dahin zurückzukehren? Ich werde den Marquis erwarten."

"Sie können thun, was Ihnen beliebt; man hat den Befehl, Ihren geringsten Wünschen zu genügen."

Der Barbier grüßt Julien, und nachdem er Marcel die Befehle des Marquis mitgetheilt hat, verläßt er das kleine Haus und kehrt schnell in seine Wohnung zurück.

Fünf Tage sind verflossen, seit die junge Italienerin das wollüstige Gemach bewohnt, in welchem sie ein Klavier, eine Zither, einige Bücher, Bleistifte, Zeichnungen und eine Garderobe findet, die mit Allem versehen ist, was die Reize der Schönheit vermehren kann. Marcel, stets gehorsam und verschwiegen, befriedigt alle ihre Wünsche, ohne sich die geringste Frage zu erlauben, und Julia richtet nur das Wort an ihn, wenn sie Etwas von ihm verlangt, wovon sie sich Zerstreuung verspricht, denn der herrlichste Ort schützt nicht gegen die Langeweile.

Der Abend des sechsten Tages ist schon vorgerückt. Julia, die sich mit Kosetterie gepuht hat, in der Erwartung, der Marquis werde kommen, hat ihre Hoffnung abermals schwinden gesehen und sich auf den Sopha hingestreckt, wo ihre Träumereien einem leichten Schlummer Platz machen, als die Thüre des Zimmers sich leise öffnet und der Marquis von Villebelle am Eingange des Gemachs erscheint.

"Sie ist schön, sehr schön," sagte der Marquis, das nachlässig auf den Sopha hingestreckte junge Mädchen einen Augenblick betrachtend und ihr dann

einige Schritte näher tretend. Das hiedurch entstandene Geräusch weckt die junge Italienerin auf, und die Augen öffnend, erblickt sie den großen Herrn, der, in ein reiches und zierliches Costüm, das seine Anmuth und edle Haltung noch mehr hervorhob, gekleidet, lachend an ihrer Seite Platz nimmt.

Julia macht eine Bewegung, um sich aufzurichten. „Bleiben Sie,“ sagte der Marquis, „Sie sind so schön in dieser Stellung! Ich bedaure, Ihren Schlaf gestört zu haben.“

„Gnädiger Herr, ich erwartete Sie nicht mehr,“ sagte Julia, die Verwirrung zu verbannen strebend, in die sie der Anblick des Marquis versetzt; „und seit sechs Tagen allein an diesem Orte...“

„Ja, Sie haben Langeweile haben müssen, ich begreife es; allein, meine Schöne, mein Abgesandter hat Ihnen sagen müssen, daß ich nicht daran Schuld bin. Mein Arm ist sogar noch nicht geheilt, allein ich habe dem Verlangen nicht widerstehen können, das liebenswürdige Kind zu sehen, das aus Liebe zu mir sich entschließt, in der Einsamkeit zu leben.“

„Aus Liebe zu Ihnen, gnädiger Herr?“ sagte Julia, die Augen abwendend, um den verliebten Blicken des Marquis zu entgehen; „und was veranlaßt Sie, zu glauben, daß ich Sie liebe?“

„Ah! bei meiner Ehre, das ist göttlich!... Erwarteten denn Sie einen Andern hier, mein Engel?“

„Ich erwarte, gnädiger Herr, daß Sie mir sagen, aus welchem Grunde Sie mich aus meiner Wohnung haben entführen lassen.“

„Köflich! . . . bei allen Teufeln, köflich! . . . sie weiß nicht, warum man sie hierher gebracht hat! . . . Man hat es Ihnen also nicht gesagt, verschlagene Kleine?“

„Von Ihnen allein will ich es hören, gnädiger Herr.“

„Das ist billig. Amor richtet durch Gesandte wenig aus: dieser Gott liebt die Pagen und Bedienten nicht, er will sein Geschäft selbst verrichten. . . . Wohlan! zuerst einen Kuß, und wir werden uns dann besser verstehen.“

Julia entwindet sich den Armen des Marquis, die sie umfassen wollen, und entfernt sich von ihm mit den Worten: „Ich bitte Sie, mein Herr, unterlassen Sie diese Freiheiten, die mich beleidigen.“

„Die Sie beleidigen?“ sagte der Marquis, in ein Gelächter ausbrechend, indeß Julia's Wangen ein lebhaftes Hochroth färbt. „Aha! was soll denn das heißen? . . . und spielen wir Komödie . . . man will mich für die Langeweile eines sechstägigen Harrens büßen lassen. Noch einmal, meine liebe Freundin, es ist nicht meine Schuld: ein Duell in dem Augenblicke, in welchem ich am wenigsten daran dachte. . . . Ach! ich muß Dir das erzählen, es ist sehr drollig: ich kam mit vier guten Freunden von der Schenke; ein wenig benebelt, suchten wir mit Jedermann Streit anzufangen, zerbrachen die Scheiben, schlugen die Wachen, rissen den guten Bürgern die Perücken vom Kopfe. . . . Was willst Du? Man muß die Zeit gut zubringen und den Herren vom Parlamente zeigen,

daß man sich nicht unter den Befehlen begriffen glaubt, welche den Vagabunden, den Pagen und Lakaien verbieten, des Nachts Lärm in den Straßen von Paris zu machen. Kurz, wir trafen ein Mädchen, dieses Mädchen war ein Jüngling; er will uns nicht sagen, warum er sich verkleidet hat, und ärgert sich über unsere Späße. Einer von uns gibt ihm seinen Degen und wir schlagen uns. Für einen jungen Menschen focht er, bei meiner Ehre, höchst tapfer! Das war ein Vergnügen! Kurz, er hat mir diese Schramme beigebracht, die ich noch fühle und die mich hindert, meinen Arm recht zu gebrauchen; daher, meine Schöne, bitte ich Dich, spiele nicht allzusehr die Grausame, denn ich bin nicht im Stande, einen Angriff auszuhalten."

Der Marquis nähert sich Julien und will sie von Neuem in seine Arme schließen, allein sie windet sich los und nimmt in einiger Entfernung von dem Marquis Platz, während sie dieser lächelnd betrachtet und, eine Jagdmelodie summend, sich auf das Ruhepolster hinstreckt.

Der Busen des jungen Mädchens schlägt rascher, sie blickt seitwärts und verhüllt sich die Augen mit der rechten Hand.

"Was ist es denn?" sagte der Marquis nach Verfluß einiger Minuten. "Weinen wir zufälliger Weise? In der That, meine Kleine, ich begreife Sie nicht: man hat mir gesagt, Sie seien ganz freiwillig hierher gegangen; die Strenge, die Sie gegenwärtig affectiren, muß mich daher in Erstaunen

setzen. Wohlan, beruhigen Sie sich, ich werde verständig sein, weil Sie es so wollen."

Dieses sprechend, setzt sich Billebelle an Julia's Seite und ergreift eine ihrer Hände, die er in die seinigen drückt. Die junge Italienerin heftet die Augen auf den Marquis; in den Zügen des Letztern lag etwas Edles, etwas Verführerisches, das ihm nur zu leicht Verzeihung für seine Kühnheit auswirkte. Gewohnt, zu siegen, war er unternehmend aus Gewohnheit, nicht aus Geckerei, und Juliens Widerstand setzte ihn in Erstaunen, ohne ihn zu erzürnen.

"Warum weinen Sie?" sagte er zu ihr.

"Ich habe geglaubt, daß Sie mich lieben, und Sie verachten mich."

"Ich Sie verachten?... Nein, schönes Mädchen, ich werde Sie lieben... wie ich lieben kann, und das wird dauern... so lange es dauern kann; was wollen Sie weiter?"

"Ich will Liebe... eine beständige, wahrhafte, aufrichtige Liebe..."

"Ah! eine beständige Liebe... meine gute Freundin, Sie fordern viel! Können wir das versprechen, wir Männer? Und wie? wenn es den größten Damen des Hofes nicht gelingt, so soll eine Grisetten hoffen dürfen, den Marquis von Billebelle zu fesseln?"

"Wohlan," sagte Julia, sich stolz erhebend und nach der Thüre zuschreitend, "die Grisetten wird der Laune des großen Herrn nicht nachgeben."

"Bei meiner Ehre!... sie würde gehen... glaube

ich," sagte der Marquis, Julien auf den Sopha zurückführend. „Wohlan, keine Laune ... befinden wir uns denn hier, um uns zu erzürnen? ... Die Zeit flieht mit reißender Schnelle; sie nimmt jede Minute einige Funken von jenem schöpferischen Feuer, das Liebe und Wollust einhaucht, mit sich fort! Warten wir, um aus dem Becher des Vergnügens zu trinken, nicht, bis der Feuerherd erloschen ist!... Man wird Sie lieben, man wird Sie anbeten, Boshafte; allein was bieten Sie mir als Preis einer solchen glühenden Liebe an?"

„Ein Herz, das Sie anders zu lieben wissen würde, als Sie bisher geliebt worden sind, das sein Glück darin fände, nur für Sie zu schlagen, das keinen Gedanken hätte, der Ihnen fremd wäre, keinen Wunsch, der sich nicht auf Sie bezöge!"

Bei diesen Worten glänzte ein lebhafteres Feuer in Juliens Augen: sie heftete sie auf den Marquis, da sie die Leidenschaft, die er ihr eingestößt hatte, nicht mehr zu verbergen suchte.

„Herrliche Augen!" sagte Vilebelle nach Verfluß einer Minute, „allein ein wenig zu viel Erhabenheit in den Gesinnungen ... Sie sind Italienerin, und das sieht man; der brennende Himmelsstrich, unter welchem Sie geboren worden sind, erlaubt Ihnen nicht, die Liebe, wie wir Franzosen, lachend und scherzend zu behandeln, und doch ist dieß die beste Manier; die andern sind zu traurig."

„Sagen Sie, daß wir allein wahrhaft zu lieben wissen ... während Sie, gnädiger Herr, den Namen

Liebe der einfachsten Laune beilegen, deren ihr Herz ganz fremd ist."

"Höre, meine theure Freundin, alle Deine Reden über die Metaphysik der Liebe werden mich weniger überzeugen, als ein einziger Deiner Küsse. Und wie? immer noch Widerstand!... Den Umstand, daß ich verwundet bin, benützen, das ist nicht großmüthig."

"Sind Sie immer verwundet gewesen, gnädiger Herr?" sagte Julie, den Marquis zurückstoßend; "und haben Sie sich hier in dieser Wohnung keine Vorwürfe zu machen?"

"Aha! meine Kleine, willst Du mir eine moralische Vorlesung halten?" sagte Billebelle lächelnd. "Es scheint mir, Du mißbrauchest meine Geduld ein wenig!... Auf meine Ehre, Deine Augen sind mehr dazu geschaffen, Vergnügen als Weisheit auszudrücken... Predigten in Deinem Munde!... Eine kleine Grisette, die hierherkömmt, um die Rolle der Lucretia zu spielen!... Wohlan, meine Schöne, lassen wir diese Poffen. Hast Du diese Sentenzen bei Tabarin oder Brioché gelernt?"

Julie steht auf, ihre Augen funkeln, ihre Wangen überzieht ein glühendes Roth, und einen funkelnden Blick auf den Marquis schleudernd, ruft sie aus: "Und Sie, gnädiger Herr, wo hatten Sie einen Vater morden gelernt, um ihm seine Tochter zu rauben?"

Billebelle staunt einige Minuten lang; seine Blicke sind auf Julia gerichtet, die, selbst erschrocken über die Veränderung, welche mit der ganzen Person des

Marquis vorgegangen ist, ängstlich zu erwarten scheint, was er ihr sagen will.

Endlich steht der Marquis auf und murmelt mit einer Stimme, welche nicht mehr dieselbe ist: „Was veranlaßt Sie zu der Vermuthung, daß ich ein solches Verbrechen begangen habe?... Sprechen Sie, antworten Sie, ich befehle es Ihnen.“

„Gnädiger Herr,“ sagte die junge Italienerin, „ich habe die Entführung der schönen Estrella, der Tochter des alten Delmar, erzählen gehört; allein der Barbier Touquet war damals bereits ihr Agent. Ich zweifle nicht, daß er es ist, der Sie bewogen hat, sich gegen einen Greis zu waffnen, der seine Tochter vertheidigte.“

„Sie haben von einem Abenteuer sprechen gehört, das schon seit siebenzehn Jahren vergessen ist, und Sie sind kaum zwanzig Jahre alt! Sie sagen mir nicht Alles; haben Sie die schöne Estrella gekannt, lebt sie noch? Ach, reden Sie, reden Sie, und zählen Sie auf meine ganze Dankbarkeit, wenn Sie mir diese Unglückliche wieder auffinden helfen!“

„Sie liebten sie also?“ sagte Julie seufzend und den Marquis zärtlich anblickend.

„Ja, ja, ich liebte sie!... Ich bitte Sie, lebt sie noch? Antworten Sie mir.“

„Ich weiß nichts weiter von ihr, gnädiger Herr, als Sie selbst; ich schwöre es Ihnen. Ich habe nie eine Frau getroffen, welche diesen Namen führte; nur der Zufall hat mich mit diesem Abenteuer be-

kannt gemacht. Als ich Sie sah, als ich mich in diesem Hause befand, in das diese Estelle geführt wurde, so drängte sich mir diese Erinnerung an jene Ereignisse auf; verzeihen Sie mir, daß ich Sie daran erinnere... Sie waren damals noch sehr jung; ich weiß auch, daß der alte Delmar an seiner Wunde nicht starb. Was seine Tochter betrifft, so wiederhole ich Ihnen, daß ich nichts weiter von ihr erfahren habe als Sie. Allein Sie hatten mich dadurch beschimpft, gnädiger Herr, daß Sie mich jenen Weibern gleichstellten, die Ihre Reichthümer Ihnen täglich unterwerfen, indeß Ihre Liebe das einzige Gut ist, nach welchem ich trachte... und ich bin Italienerin... ich habe mich gerächt."

Der Marquis antwortet nichts; er geht langsam in dem Zimmer auf und nieder und seufzt von Zeit zu Zeit, die Augen um sich herwerfend, allein er scheint nicht mehr zu bemerken, daß Julie da ist.

"Ja," sagte der Marquis, das Boudoir betrachtend, „hier habe ich einen Monat mit ihr zugebracht; diese Wohnung war damals noch nicht, was sie heute ist... Ich habe sie zu verschönern, zu verändern gesucht, um ihr Andenken von mir zu entfernen, allein seitdem habe ich hier jene seligen Augenblicke, die ich an ihrer Seite lebte, nicht mehr genossen."

Ein langes Schweigen folgt auf diese Worte; endlich nimmt der Marquis seinen Hut und Mantel, macht Julien eine leichte Verbeugung und spricht mit halblauter Stimme: „Ich werde Sie morgen wieder sehen." Hierauf eilt er fort und verläßt das Lust-

haus in einer ganz andern Gemüthsstimmung, als er es betreten hatte.

Siebentes Kapitel.

Ursula und die Zauberin von Verberin.

Seit seinem nächtlichen Zweikampfe hatte Urbain seine weibliche Tracht mehrere Tage lang nicht mehr angelegt. Da er keine Eroberungen mehr zu machen oder sich Abenteuern auszusetzen geneigt war, die sich nicht zu seinem Vortheile enden konnten, so sah er ein, daß er, bevor er sich wieder verkleidete, überzeugt sein müsse, daß seine List ihn in die Nähe der schönen Blanca bringen werde. Er späht daher allererst Margarethen wieder aus, indem er unaufhörlich in der Nähe der Wohnung des Barbiers umherschlendert, zieht neue Erkundigung über den Charakter der alten Dienerin ein und nimmt sich vor, ihre Leichtgläubigkeit zu benützen. Nachdem sein Plan einmal entworfen ist, tritt ein von ihm besoldeter alter Commissionär zu Margarethen und fragt sie, ob sie keinen Platz für eine sehr sanfte und sittsame junge Bäuerin wisse, die kürzlich nach Paris gekommen sei und keine Beschäftigung habe. Die Alte gibt zwei Adressen, wo man, sagt sie, das junge Mädchen vielleicht annehmen werde, und setzt ihren Weg fort.

Den folgenden Morgen wird Margarethe, während sie wie gewöhnlich Lebensmittel einkauft, von

einer jungen Bäuerin angehalten, die sie grüßt und ihr mit niedergeschlagenen Augen dankt.

„Wofür dankt sie mir, mein Kind?“ sagte Margarethe, „ich kenne sie nicht.“

„Dafür, daß Sie sich gestern meiner angenommen, damit ich einen Platz finde...“

„Ah! sie ist es, die man mir empfohlen hatte?“

„Ja, Mademoiselle.“

„Und hat man sie angenommen?“

„Nein, Mademoiselle.“

„Das thut mir leid, denn sie scheint mir sehr sanftmüthig, sehr ehrlich! Woher ist sie, mein Kind?“

„Von Verberin, Mademoiselle.“

„Warum ist sie nach Paris gekommen?“

„Ich habe meine Eltern verloren... und glaubte in einer großen Stadt leicht Arbeit finden zu können.“

„Ja, allein die großen Städte sind sehr gefährliche Aufenthaltsörter für die jungen Mädchen; man hat ihr dieß ohne Zweifel gesagt, mein Kind.“

„O ja, Mademoiselle, allein ich fürchte nichts.“

„Wie! sie muß sich für sehr geschickt, für sehr stark halten, daß sie glaubt, sie werde den Schlingen entgehen, die man ihr legen kann.“

„O, das nicht, Mademoiselle; aber... ich wage es nicht, Ihnen zu sagen, daß... es ist ein Geheimniß!“

Das Wort Geheimniß macht auf eine alte Frau denselben Eindruck, wie das Wort Liebe oder Heirath auf ein junges Mädchen: es regt alle ihre Sinne auf. Margarethens kleine Augen beleben sich, indeß

sie ausruft: „Wie, mein Kind! sie hat ein Geheimniß? Ich bin nicht neugierig, allein ich nehme Antheil an ihrem Schicksale, ich wünschte ihr nützlich zu werden, aber sie muß mir Alles mittheilen, was sie angeht. Was ist das für ein Geheimniß, das sie nicht zu sagen wagt?“

„Mademoiselle, ich wollte es Niemand in Paris mittheilen, denn man sagt, es gebe Betrüger, die mir meinen Schatz rauben könnten...“

„Sie besitzt einen Schatz?“

„O ja, Mademoiselle; allein ich könnte damit Hunger sterben!“

„Ei, was liegt daran, mein Kind? Haben nicht alle jungen Mädchen einen Schatz, der nicht zu bezahlen ist: die Unschuld, die Tugend!... und diejenigen, welche ihn am sorgfältigsten bewahren, sind nicht immer die reichsten! Wenn ich in vergoldeten Prachtwägen jene Buhlerinnen, jene schamlosen Frauen sehe, die im Luxus und im Ueberflusse leben, ach! so empört sich mir das Herz im Leibe!... Allein kommen wir auf ihr Geheimniß zurück, mein Kind... wird sie sich wohl weigern, es mir mitzutheilen?“

„O nein, Mademoiselle; Ihr Aussehen ist so ehrwürdig, so gütig, daß ich Ihnen nichts verweigern kann.“

Margarethe lächelt und versetzt der Bäuerin einen sanften Schlag auf den Arm, denn das Lob ist eine Blume, deren Wohlgeruch man in jedem Alter liebt. „Rede sie, rede sie doch,“ sagte sie.

„Mit Vergnügen, Mademoiselle, würde ich dies

thun, allein es ist eine sehr lange Geschichte, und ich muß diesen Morgen in mehrere Häuser gehen... wenn Sie mir erlauben wollten, es Ihnen diesen Abend in Ihrer Wohnung zu erzählen... das wäre besser, denn ich wage es nicht, Alles das auf der Straße zu sagen, man könnte mich hören und mich für eine Zauberin halten, und man hat mir mit der brennenden Kammer so bange gemacht! Gott weiß jedoch, Mademoiselle, daß ich nichts von der Magie verstehe, und daß ich vor dem Teufel mich so sehr fürchte als vor den Menschen!"

"O, o!" sagte Margarethe, deren Neugierde im höchsten Grade erregt war, "dieses Geheimniß hat demnach an und für sich etwas Außerordentliches?"

"Ja, Mademoiselle."

"Wahrhaftig! das setzt mich in Verlegenheit... sie in's Haus aufnehmen, das ist schwierig... wo wohnt sie, mein Kind?"

Urbain zögert einen Augenblick, dann erwiedert er: "In der Nähe des Thores Saint-Antoine..."

"Ach, mein Gott! das ist eine Stunde von hier... ich werde nie dahin gehen können; mein Herr ist ein sehr strenger Mann... er will nicht, daß man Jemand empfangen soll..."

Margarethe denkt einige Augenblicke nach; endlich trägt ihre Neugierde den Sieg davon. "Bohlan," sagte sie, "komm' sie diesen Abend um sieben Uhr, es wird Nacht sein; allein betrachte sie dieses Haus da unten... diesen Gang recht..."

"O, ich werde es erkennen."

„Klopf' sie nicht an, bleibe sie in der Nähe der Thüre, ich werde ihr öffnen, und sie wird dann mit mir auf mein Zimmer gehen. Um diese Stunde bedarf mein Herr gewöhnlich meiner Dienste nicht mehr und verläßt den untern Saal nicht.“

„Es ist genug, Mademoiselle, ich werde mich um sieben Uhr einfinden.“

„Wie heißt sie?“

„Ursula Ledoux.“

„Vor Allem, Ursula, ermahne ich sie, sag' sie von allem dem Niemand Etwas. Sie auf mein Zimmer nehmen ist kein Verbrechen, ich weiß es, allein mein Herr ist ein wenig lächerlich, er könnte mir es übel aufnehmen; zudem, mein Kind, bedarf es in jeder Sache der Verschwiegenheit!... Sie wird mir diesen Abend ihr Geheimniß erzählen, Ursula?“

„Ja, Mademoiselle.“

„Um sieben Uhr... da unten.“

„O, ich werde nicht ausbleiben.“

Urbain entfernt sich, entzückt über den Erfolg seiner List und kaum athmend, so sehr hemmen die Hoffnung, Blanca zu sehen, und das Nieder, in das er eingezwängt ist, seine Respiration. Margarethe aber sagt, in ihre Wohnung zurückkehrend, zu sich: „Dieses junge Mädchen hat eine so sanfte als ehrliche Miene, und es ist nichts Unrechtes, sie einen Augenblick auf mein Zimmer zu nehmen... das wird meine arme kleine Blanca, die seit einigen Tagen traurig ist und sich mehr als gewöhnlich zu langweilen scheint, ein wenig zerstreuen, und wir werden

jenes Geheimniß erfahren, das ... ach, mein Gott! wäre es doch bald sieben Uhr."

Margarethe eilt zu Blanca; seit der Nacht des Abendständchens war das lebenswürdige Kind schwermüthiger als zuvor; es sang bloß den Schlußreim seiner Lieblingsromanze, und die Hirtenlieder, die alten Tensons, die Ringellieder ergößten es nicht mehr. Margarethe nähert sich ihr und sagt mit halblauter Stimme und in geheimnißvollem Tone: „Wir werden diesen Abend einen Besuch bekommen."

„Einen Besuch!" sagte Blanca; „ah, Herrn Chaudoreille, ohne Zweifel?"

„Nein, eine sehr artige, sehr anständige Bäuerin, die Sie nicht kennen. Ein armes Kind, das einen Schatz besitzt ... und einen Platz als Köchin sucht ... das rechtschaffen zu bleiben wünscht ... und deswegen nach Paris gekommen ist ... das vor dem Teufel Angst hat ... und nichts fürchtet ..."

„Aber, meine Beste, ich begreife nicht ..."

„Pst, pst, schweigen Sie doch; sie wird diesen Abend kommen und uns ihre Geschichte erzählen: es handelt sich von einem sehr merkwürdigen Geheimnisse ... aber stille! Herr Touquet darf dieß nicht merken, denn er könnte dieser armen Ursula verbieten, mit uns zu schwätzen, und das würde mir Thretwegen sehr leid thun, denn es wird Sie ein wenig zerstreuen."

„O, sei ruhig, meine Beste, ich werde nichts sagen!" ruft Blanca aus, vor Freuden in dem Zimmer umherhüpfend, weil die Ankündigung dieses Be-

suches ein außerordentliches Ereigniß für sie ist, und die geringste Neuigkeit denjenigen, welche ihr Leben ohne alle Zerstreuung zubringen, großes Vergnügen macht. So zerstreut und beschäftigt ein Sturm oder ein Platzregen einen armen Gefangenen; so wird eine Bouteille Wein ein herrliches Gastmahl für den Tagelöhner sein, der nur Wasser zu trinken gewöhnt ist; so wird ein Theaterbillet die höchsten Wünsche der armen Arbeiterin, die täglich zehn Sous verdient, befriedigen; so wird ein kleiner Rock von Katun eine ehrliche Grisette glücklich machen; und so erwarten diejenigen, welche die ganze Woche arbeiten, den Sonntag mit Ungeduld, während Schauspiele, Gastmähler, Musik, schöne Kleider das Herz vieler Leute nicht mehr zu erfreuen vermögen. Demzufolge wären die Armen glücklicher als die Reichen.

Endlich schlägt die Uhr von St. Eustach sieben; der Barbier hat Blanca und Margarethen schon lange auf ihr Zimmer zurückgeschickt. Die alte Dienerin steigt langsam die Treppe hinab, wobei sie so wenig als möglich Geräusch zu machen sucht und das Licht ihrer Lampe mit der Hand verhüllt. Sie öffnet die Hausthüre und bemerkt die Bäuerin, die bereits seit einer Viertelstunde hier wartet. „Es ist gut,“ sagte Margarethe, „sie ist pünktlich; aber pft, sprech’ sie nicht, mach’ sie kein Geräusch und laß’ sie sich führen.“

Urbain macht eine leichte Verbeugung und tritt in die Hausflur, deren Thüre Margarethe sachte zuschließt. Jetzt hat unser Verliebter den Gipfel der

Freude erreicht; es dünkt ihm, er athme eine reinere Luft in diesem, von seiner Geliebten bewohnten Hause; er glaubt sich in dem Wohnorte der Seligen, während er eine kleine Wendeltreppe hinaufsteigt, und die schwarzen und alten Mauern, die ihn umgeben, haben mehr Reize in seinen Augen, als der Marmor und die goldenen Zimmerdecken des Louvre.

„Sie wird meine Gebieterin sehen,“ sagte Margarethe, „ich habe sie unterrichtet; aber fürchte sie nichts: sie ist so liebenswürdig als gut, sie kann ohne Gefahr vor ihr reden, sie ist die Bescheidenheit selbst; übrigens sieht sie Niemand, und geht niemals aus. Mein Herr fürchtet für sie die Unternehmungen jener Zierlinge, jener schlechten Menschen, welche die armen Mädchen bloß zu beschwätzen suchen... es ist wahr, daß meine kleine Blanca so hübsch ist!... sie würde allen unsern großen Herren den Kopf verdrehen. Sie wird sie sehen und selbst darüber urtheilen können; jetzt sind wir vor ihrem Zimmer. Komm' sie und zittere sie doch nicht so; was für ein kindisches Wesen ist doch das?“

Urbain zitterte in der That, und das Herz schlug ihm so stark, daß er sich einen Augenblick an die Mauer lehnen mußte.

Während dessen öffnet Margarethe die Thüre und sagt zu Blanca: „Da ist sie...“

Blanca steht auf, um dem jungen Mädchen entgegen zu gehen, das ihr die Alte zuführt und das sie mit dem liebenswürdigsten Lächeln empfängt. Urbain hat die Augen erhoben, er hat Blanca gesehen,

und seine Gemüthsbewegung wächst. Er hatte ihre Gesichtszüge durch die Fensterscheiben nur unvollkommen bemerken können, und der reizende Gegenstand, den er vor sich sieht, steht hundert Mal über dem Bilde, das seine Erinnerungen und seine Einbildungskraft sich schufen. Er bleibt bestürzt und unbeweglich stehen und wagt es nicht, einen Schritt vorwärts zu thun, da er noch an seinem Glücke zweifelt und wonnetrunken das liebenswürdige Mädchen betrachtet, das ihn anlächelt und seine Hand mit den Worten ergreift: „Treten Sie doch ein, setzen Sie sich nieder und wärmen Sie sich. Wie! fürchten Sie sich denn vor mir?“

„Dieß habe ich ihr gesagt,“ fällt Margarethe ein, „allein sie ist unglaublich furchtsam! Uebrigens gereicht ihr dieß zum Lobe; möchte sie in Paris diese Bescheidenheit noch lange beibehalten!“

Blanca faßt den jungen Studenten bei der Hand und führt ihn an das Kamin. Als ihre zarten Finger die seinigen berühren, athmet Urbain kaum und sagt mit schwacher Stimme: „Ach, Mademoiselle, wie sind Sie so gütig!“

„Ach, sie hat eine sehr einnehmende Stimme,“ ruft Blanca alsbald aus, „findest Du es nicht so, Margarethe!... eine Stimme, die ich, scheint es mir, schon einmal gehört habe... Es ist sonderbar... ich kann mich nicht erinnern...“

„Sie täuschen sich, mein Kind,“ sagte Margarethe; „was mich betrifft, so finde ich Ursula's Stimme ein wenig dumpf; allein bedenken wir, daß wir sie

nicht lange hier behalten dürfen... und sie muß uns eine gewisse Geschichte erzählen."

"Laß sie doch," sagte Blanca, "einen Augenblick ausruhen, sie sieht ermüdet aus. Bedürfen Sie Etwas?"

"Ich danke Ihnen," sagte Urbain, die Augen auf das lebenswürdige Kind heftend, sie aber sogleich wieder niederschlagend, denn er befürchtet, sie möchte in ihnen die ganze Liebe lesen, die seine Brust entflammt hat, und er fühlt wohl, daß es nicht der geeignete Augenblick sei, um sich ihr zu entdecken. Zudem ist er in Blanca's Nähe so glücklich, daß er sein Glück verlängern will, und, Dank seiner Bekleidung, er kann das lebenswürdige Mädchen sehen, er kann ihre Reize, ihre Goldseligkeit genießen, weit besser, als wenn er sich ihr in seiner wahren Gestalt zeigte. Vor einem Liebhaber ist das freimüthigste Mädchen stets schüchtern, verlegen, zurückhaltend, während es sich in der Nähe einer Person seines Geschlechts den Eindrücken, die es empfindet, ohne Zwang überläßt.

"Sie suchen also einen Platz?" sagte Blanca, sich neben Urbain niedersetzend.

"Ja, Mademoiselle."

"Sind Sie schon lange in Paris?"

"Bierzehn Tage, Mademoiselle."

"Und Ihre Eltern?"

"Ich habe keine mehr, Mademoiselle, ich bin Waise..."

"Armes Mädchen!... Sie theilen dasselbe Schick-

sal mit mir, ich bin auch Waise, und hätte sich Touquet meiner nicht angenommen, so hätte ich mein Brod durch Händearbeit verdienen müssen."

"Sie, Mademoiselle?" sagte Urbain mit Feuer; allein er beherrscht sich und setzt mit halblauter Stimme hinzu: "Das wäre ein großes Unglück gewesen."

"Meine theure Blanca," sagte Margarethe, "nicht damit Sie ihr Ihre Geschichte erzählen, sondern damit sie uns ein Geheimniß, das sie angeht, mittheile, ist sie hierhergekommen ... Wohlan, Ursala, sprech' sie doch!"

Urbain seufzt: er möchte lieber der schönen Blanca zuhören, als für Margarethen sprechen, allein er muß die Wünsche des alten Mädchens erfüllen, er bedarf ihrer, und dadurch, daß er ihre Neugierde immer rege erhält, hofft er Blanca oft zu sehen. Er beginnt daher seine Erzählung, seine Miene stets entstellend. Während er spricht, hat das lebenswürdige Kind die Augen stets auf ihn geheftet, eine Gunst, die er seiner Kleidung verdankt, die ihn aber den Faden seines Gesprächs oft verlieren läßt.

"Sie haben ohne Zweifel von Johanna Harvillers, die vor einem Jahrhundert durch ihre Zaubereien und Hexereien so berühmt geworden ist, sprechen gehört?"

"Nein, niemals," sagte Margarethe, ihren Stuhl näher zu Urbain hinrückend und ihren Hals vorstreckend, weil das Wort Zauberei bereits eine elektrische Wirkung auf die alte Magd hervorgebracht

hat. „Erzähle uns die Geschichte dieser Hexe, mein Kind, und vergiß keine einzige Thatsache.“

„In Verberin im Jahr 1528 ist Johanna Harvilliers geboren,“ beginnt Urbain; „ihre Mutter, die, sagt man, eine böse Frau war, weihte ihre Tochter, die sie geboren hatte, dem Teufel. Als Johanna zwölf Jahre alt war, erschien ihr der Teufel unter der Gestalt eines schwarzen, bewaffneten und gestiefelten Mannes...“

„Meine Beste,“ sagte Blanca, „der Teufel kann also jede Gestalt annehmen, die ihm gefällt?“

„Ja, ohne Zweifel!... ich habe es Ihnen hundert Mal gesagt, er verwandelt sich, wie er will...“

„Du hast mir stets gesagt, meine Beste, daß er in Gestalt einer schwarzen Katze erscheine.“

„In Gestalt einer Katze oder eines Mannes, was liegt daran!“

„Ich fürchtete mich bloß vor den Katzen, jetzt fürchte ich mich auch vor den Männern.“

„Hören Sie, Mademoiselle, wenn Sie dieses junge Mädchen immer so unterbrechen, so werden wir ihre Geschichte niemals erfahren. Fahre fort, mein Kind.“

Urbain wirft einen verstohlenen Blick auf Blanca und fährt in seiner Erzählung fort: „Der schwarze Mann sagte zu Johanna, wenn sie sich ihm weihen wolle, so werde er sie tausend Geheimnisse lehren, durch die sie den Leuten, nach ihrem Belieben, Gutes oder Böses werde zufügen können. Johanna Harvilliers gab den Vorschlägen des Teufels nach, sprach

die Formeln aus, die er ihr vorsagte, und wurde bald eine berühmte Hexe. Johanna machte in der Nähe von Verberin einen Versuch mit ihrer Kunst, allein der Zauberei angeklagt, mußte sie sich eine Zeitlang verbergen. Sie hatte einen Nachbar, der sie verrathen hatte; sie verlangte nun von dem Teufel ein Zaubermittel, um sich an ihrem Nachbar zu rächen. Der Teufel gab ihr ein Pulver, mit dem Bemerken, wenn sie es auf einen Weg streue, wo ihr Feind vorübergehe, so werde ihm dieß eine tödtliche Krankheit zuziehen. Johanna befolgte den Rath des Teufels. Allein eine andere Person ging zuerst über den Weg und wurde das Opfer des Zaubermittels. Tief betrübt ging Johanna zu dem Kranken, gestand ihm, daß sie an seinem Unglücke schuld sei und versprach, ihn zu heilen, allein dieß gelang ihr nicht, sie wurde daher verhaftet und in's Gefängniß geworfen. Man spannte sie auf die Folter, sie gestand, daß sie Hexe sei und wurde verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden. Dieß hatte den letzten Tag des Aprils 1578 statt."

"Wie, sie war Zauberin und ließ sich verbrennen?" rief Blanca erstaunt aus.

"Ja, Mademoiselle."

"Ach, wie drollig das ist! Und was nützt es alsdann, Zauberer zu sein?"

"Blanca, Sie sind noch zu jung, als daß Sie über das urtheilen könnten," sagte Margaretha.

"Und man hat den Teufel auch verbrannt?"

„Nein, Mademoiselle, man hat nicht können.“

„Das ist Schade, denn wir würden uns jetzt nicht mehr vor ihm fürchten!“

„Meinen Sie denn, der Teufel könne verbrannt werden? Der Teufel wird stets existiren, mein Kind.“

„Sie haben mir jedoch gesagt, meine Beste, daß der heilige Michael sich mit ihm geschlagen und ihn besiegt habe!“

„Ja, ohne Zweifel, er hat ihn besiegt, allein das ist gerade, als ob er nichts gethan hätte. Wohlan! Ursula, fahr' sie fort, denn ich sehe in allem dem noch nichts, was auf sie Bezug hat, weil diese Johanna schon vor sechszig Jahren verbrannt worden ist.“

„Ich bin dazu bereit, Mademoiselle,“ sagte Urbain, seine Gedanken zurückrufend, die durch Blanca's schöne Augen nach etwas ganz Anderem als nach der Zauberei hingelenkt wurden. „Da man zur Zeit der Johanna Harvilliers in Verberin und der Umgegend von nichts sprach, als von Sabbaten, die in der Nähe von Pont-la-Reine, auf der Landstraße von Compiègne und im Walde Ajeux gehalten wurden; da man von nichts als von Hexenmeistern, Sabbatianern und Zauberern hörte, so begaben sich die guten Einwohner des Landes, die sich gegen diese ganze Teufelsbrut verwahren wollten, in die Kapelle Karls des Großen (so nannte man noch die Kirche des heiligen Peters) und baten die guten Mönche um Etwas, das sie gegen Zaubereien und Hexereien schützen könnte...“

„Sehr gut gedacht, in der That,“ sagte Margaretha, „sie konnten nicht klüger handeln; und was gab man ihnen, mein Kind?“

„Die guten Väter gaben ihnen einen Rock, den ein junger Einsiedler getragen, der während seines ganzen Lebens die Dämonen stets eine Stunde weit verjagt hatte. Ein ganz kleines Stück von diesem Rocke reichte hin, den, der es trug, gegen jede Gefahr zu schützen. Sie können hieraus abnehmen, mit welchem Eifer Jedermann sich bemühte, ein Stück davon zu erhalten.“

„O! ich glaube es gerne... wenn ich dabei gewesen wäre, was würde ich nicht gegeben haben, um ein Stück davon zu erhalten!“

„Ei! aber, meine Beste,“ sagte Blanca, „es ist wie mein...“

„Pst! lassen Sie die Ursula ausreden, mein Kind.“

„Kurz, Mademoiselle, eine meiner Vorfahren, die damals lebte, hatte das Glück, ein Stück von dem Kleide des jungen Einsiedlers zu erhalten. Sie hinterließ es ihrer Tochter, die es hinwieder meiner Mutter hinterließ, von der ich es habe, und so ist dieser Talisman in meine Hände gekommen, und deswegen fürchte ich in Paris nichts und wage mich des Nachts allein auf die Straßen.“

„O, das ist sehr sonderbar!“ rief Blanca aus, „das ist wie bei mir, ich habe auch einen Talisman, der mich vor jeder Gefahr bewahrt, und doch will man nicht einmal haben, daß ich an's Fenster treten

soll!... Es kommt daher, daß mein Beschützer, der Barbier, nicht an die Zaubermittel glaubt."

"Er hat sehr unrecht, Mademoiselle," sagte Urbain.

"Ja gewiß," sagte Margarethe; "allein, mein theures Kind, hat sie den ihrigen gegenwärtig bei sich?"

"Ja, Mademoiselle, ich, ich trage ihn immer bei mir..."

"Laßt ihn uns sehen... laßt uns diese kostbare Reliquie sehen... das bloße Berühren derselben muß Heil und Glück bringen!"

Urbain durchsucht eine Tasche seiner Schürze und zieht ein kleines, sorgfältig zusammengewickeltes Papier hervor; er öffnet es, und ein Muster von feinen Hosen erscheint, das er der alten Dienerin darreicht, auf seine Lippen beißend, um seinen Ernst nicht zu verlieren. Margarethe, die ihre Brille aufgesetzt hat, nimmt das kleine Stück Tuch ehrfurchtsvoll in die Hand, küßt es drei Mal und ruft aus: "Das ist es? O! o! wie schön das ist!... es verbreitet einen Geruch der Heiligkeit um sich!"

"Du scherzest, meine Beste," sagte Blanca, das kleine Stück Tuch verwundert anblickend; "ich wenigstens, ich hätte niemals geglaubt, daß dieser kleine Lappen irgend eine Kraft hätte..."

"Lappen!... ach! meine theure Blanca, sprechen Sie mit mehr Ehrfurcht von dieser Reliquie!"

"O! mein Talisman ist weit hübscher... es ist ein kleines Pergamentblatt; sehen Sie... hier ist er..."

Mit diesen Worten deutet Blanca auf ihren Busen, und ihr Halstuch halb öffnend, gibt sie Urbain ein Zeichen, in ihr Nieder zu blicken.

Dieser läßt sich nicht lange bitten; sein Auge schaut mit Entzücken unter das Nieder des liebenswürdigen Kindes, das die Güte hat, es halb offen zu halten, damit er besser sehen könnte. Zwei schöne Rosenknospen sind da verschlossen, und Urbain, der diesen Schatz, den noch kein profanes Auge bewundert hat, und tausend Schönheiten, welche die Einbildungskraft sich nicht reizender vorzaubern kann, entdeckt, ruft unwillkürlich aus: „Ach, welche Reize!“

„Nicht wahr,“ sagte Blanca lächelnd, „das ist schöner als jenes Stück Tuch?“

Urbain kann nicht antworten; er bleibt regungslos stehen, die Augen immer noch auf den Ort geheftet, wo das liebenswürdige Kind seinen Talisman verborgen hat, indeß Margarethe das Stück Tuch immer noch erstaunt anschaut, es küßt und zu wiederholten Malen ausruft: „Dieser hat seine Proben abgelegt!... er ist noch weit kostbarer!“

Blanca hat ihr Halstuch wieder zurückgelegt, und Urbain, noch ganz aufgeregt durch das, was er so eben gesehen hat, stößt einen tiefen Seufzer aus. „Was haben Sie?“ sagte das Mädchen, den jungen Menschen, den sie für eine bloße Bäuerin hält, mit Rührung anblickend; „Sie scheinen Kummer zu haben?“

„Ach, Mademoiselle, ich denke daran, daß ich allein und ohne Hülfe in dieser Stadt bin... daß ich weder Verwandte noch Freunde habe...“

„Armes Mädchen! ... Nun, wir werden Ihre Freundinnen sein, wir Beide; ja, ich fühle, daß ich Sie bereits liebe, Ursula.“

„Ist's möglich, Mademoiselle! Ach, wenn es wahr wäre...“

„Wie! wenn es wahr wäre? ... o, ich lüge niemals; was ich fühle, sage ich augenblicklich ... ist dieß nicht ganz natürlich? Und Sie, glauben Sie, daß Sie mich auch lieben werden?“

„Ob ich Sie lieben werde!“ sagte Urbain mit Wärme; allein an Margarethens Gegenwart sich erinnernd, setzt er mit weniger Feuer, aber mit einem Tone, der aus dem Herzen dringt, hinzu: „O ja, Mademoiselle! ... und mein ganzes Leben lang!“

„Ach, wie angenehm ist es, eine Freundin seines Alters zu haben,“ sagte Blanca, die Hand des jungen Studenten fassend; „ich werde wenigstens Jemand haben, mit dem ich lachen und schwätzen kann ... Margarethe schwätzt sehr gerne, aber sie lacht nie, und dann spricht sie bloß von Zauberei ... von Teufeln und Dingen der Art ... Wir Beide werden von etwas Anderem sprechen, nicht wahr, Ursula?“

„Ja, Mademoiselle.“

„Ach, ich weiß sehr wenig, ich! ... denn ich bin immer allein auf diesem Zimmer und gehe niemals aus, obgleich ich Lust habe. Mein Beschützer unterhält sich nicht mit mir ... ich empfangе bloß den Besuch eines einzigen Menschen.“

„Eines einzigen Menschen!“ sagte Urbain unruhig.

„Ja, meines Musiklehrers ... früher machte er

mich lachen, jetzt langweilt er mich, denn er singt mir immer eine Leier."

Urbain athmet freier und sagt: „Sie verstehen die Musik, Mademoiselle?"

„Ein wenig," sagte Blanca; „und Sie, Ursula, singen Sie auch?"

„Zuweilen."

„Um so besser, Sie werden mich die Gesänge Ihres Landes lehren, und ich Sie die, welche ich weiß."

„Sie werden mir also erlauben, Sie wieder zu besuchen, Mademoiselle?"

„Gewiß, jeden Abend, wenn Sie können... bedenken Sie doch, daß ich mich allein langweile, statt daß ich in Ihrer Gesellschaft mich ergötze. Nicht wahr, Margarethe, sie kann uns jeden Abend besuchen, und Herr Touquet kann darüber nicht böse werden?"

Margarethe war während dieser ganzen Unterhaltung in Nachdenken und Entzücken über Ursula's Talisman verloren; sie würde Alles in der Welt gegeben haben, um ihn in ihrer neuen Wohnung zu besitzen, wo sie fast zu keinem Schlase kommen konnte. Allein durch den Namen ihres Herrn ihren Betrachtungen entrisßen, ruft sie aus: „Was sagen Sie von Herrn Touquet? ... er wisse, daß wir dieses junge Mädchen ohne seine Erlaubniß empfangen? o nein..."

„Allein, meine Beste, wir müssen ihn um dieselbe bitten."

„Ah, Mademoiselle," sagte Urbain, „er würde sie Ihnen verweigern, und ich dann des Vergnügens beraubt sein, Sie zu sehen."

„Wenn es so ist, so wollen wir ihm nichts sagen; aber wenn er Sie in seine Dienste nähme...“

„Der Herr will Niemand mehr im Hause haben,“ sagte Margarethe, „was sollte Ursula hier thun?“

„Es ist schade... denn Ursula muß doch einen Platz finden, um leben zu können; wie unangenehm doch das ist, einen Talisman zu haben, der sie vor jeder Gefahr schützt... und sie doch Hunger sterben lassen würde... Es hat gerade die nämliche Bewandniß mit ihm, wie mit dem meinigen.“

„O, ich kann noch eine Zeitlang warten,“ sagte Urbain, „ich habe Etwas vor mir und ich verzehre sehr wenig...“

„Haben ihre Vorfahren,“ sagte Margarethe, „Gelegenheit gehabt, die Kraft dieses Talismans zu erproben?“

„Ja, Mademoiselle, bei manchen Gelegenheiten... und vorzüglich meine Mutter, der ein Abenteuer begegnete...“

„Ein Abenteuer?“ sagte die Alte, den Stuhl dem Kamine nähernd; in diesem Augenblicke schlug die Glocke der Kirche neun Uhr. „O Himmel! neun Uhr,“ sagte Margarethe, „es ist sehr spät, sie muß gehen, mein Kind; wenn mein Herr bemerkte, daß wir noch nicht im Bette sind, könnte er die Ursache davon wissen wollen; wohlán, wir müssen uns trennen...“

„Und dieses Abenteuer, das Sie uns erzählen wollten?“ sagte Blanca.

„Morgen, wenn Sie es erlauben,“ sagte Urbain.

„Ja, ja, morgen, nicht wahr, meine Beste?“

„Es sei so,“ sagte Margarethe, die ebenfalls begierig war, die Geschichte zu hören, „allein stets dieselbe Vorsicht; „Ursula, laß es ja Niemand wissen...“

„O, ich werde schweigen, Mademoiselle, Sie können sich darauf verlassen.“

„Das ist gut; hier, nehm' sie ihren Talisman. Nehm' sie sich ja in Acht, daß sie ihn nicht verliert. Ach Gott! wie glücklich wäre ich, wenn ich ebenfalls einen solchen hätte.“

Urbain empfängt das kleine Stück Tuch mit einer Verbeugung und schiebt es in seine Tasche, während Margarethe die Lampe ergreift, um ihm zu leuchten. „Sie gehen allein fort,“ sagte Blanca, „und weit vielleicht?“

„Nach dem Thore St. Antoine.“

„O Himmel, und fürchten Sie sich so spät auf den Straßen nicht?“

„Hat sie nicht ihren Talisman bei sich?“ sagte Margarethe.

„Ach, es ist wahr, ich dachte nicht mehr daran.“

„Adieu, Ursula; morgen sehen wir uns wieder, nicht wahr?“

„Ja, Mademoiselle.“

Das liebenswürdige Kind reicht Urbain die Hand, der berührt ist, sie an seine Lippen zu drücken, allein sich erinnernd, daß er ein Frauenzimmer ist, muß er sich damit begnügen, sie zärtlich zu drücken. Nachdem er herauf einen sanften Blick auf Blanca geworfen hat, folgt er Margarethen. Die Alte geleitet ihn mit derselben Vorsicht zurück, mit der sie ihn

eingeführt hat und schließt die Hausthüre ganz leise wieder zu, indeß sie zu ihm sagt: „Morgen sehen wir uns wieder und vergesse sie nicht, ihren Talisman jedes Mal mitzunehmen.“

Achtes Kapitel.

Die Liebe und die Unschuld. — Der Segen und der Talisman.

Urbain ist in einem schwer zu beschreibenden Wonne-
taumel in seine Wohnung zurückgekehrt: Blanca's
Anblick, der sanfte Ton ihrer Stimme, ihre Anmuth,
ihre Offenherzigkeit, ihre anziehende Unbefangenheit
haben seine Liebe noch erhöht; was er gesehen hat,
steht weit über dem, was er hoffte, und wenn er be-
denkt, daß er sie den nächsten Tag wiedersehen, sie
wieder hören und mit ihr sprechen wird, daß ihre
sanfte Hand arglos in der seinigen ruhen wird, so
hat er Mühe, sich zu beherrschen.

Schade nur, daß er dem lebenswürdigen Kinde
nicht gestehen kann, wer er ist und wie viel Liebe
sie ihm eingefloßt hat; allein Urbain fühlt wohl, daß
er nicht zu rasch zu Werke gehen dürfe und sich vor
Allem Blanca's ganzes Zutrauen erwerben müsse. In
seiner weiblichen Tracht wird ihm dieß leicht sein:
sie hat ihm bereits gesagt, daß sie ihn liebe. Es ist
wahr, das Geständniß dieses Gefühls galt der Ursula,
allein der That nach ist es doch Urbain, der es ihr
eingefloßt hat.

Den Tag über legt Urbain seine gewöhnlichen Kleider wieder an, und sobald die Nacht einbricht, zieht er sie aus, um sich wieder in die weibliche Tracht zu hüllen, an die er sich immer mehr gewöhnt. Zudem ist die Nachbarin stets bereitwillig bei der Hand, wenn es sich davon handelt, den jungen Menschen zu verkleiden; sie ist ungemein gefällig gegen ihn und spart ihre Lehren nicht. Urbain weiß sie zu benützen, weil ein junger Mensch sich besser darauf versteht, ein Halstuch zu zerrunzeln, als es anzulegen, und ein Jüngling, der bis zum Wahnsinne verliebt ist, zuweilen große Zerstreuungen hat, während welchen die Hülfe der jungen Magd ihm sehr nothwendig ist.

Urbain hat sich zur bestimmten Zeit eingefunden, und Margarethe ihn mit demselben Ceremoniel wie am Abend zuvor eingeführt. Blanca empfängt ihn auf die liebenswürdigste Weise, und in dem Augenblicke, in welchem er ihr eine bescheidene Verbeugung macht, gibt ihm das treuherzige Kind einen sanften Kuß auf jede Wange. Einen Augenblick lang ist Urbain außer sich, sein Herz entbrennt, und hätte ihn nicht Margarethens Stimme wieder zum Bewußtsein gebracht, so würde er Blanca an sein Herz gedrückt und ihr die empfangenen Küsse hundertfältig zurückgegeben haben. Allein die Alte, stets begierig, die außerordentlichen Abenteuer, welche auf den Talisman Bezug haben, erzählen zu hören, sagt Urbain, an das Kamin hinziehend: „Wohlan, meine Kinder, laßt uns die Zeit nicht durch eitle Ceremonien ver-

tieren; ihr wißt, wie schnell sie vorüberfliehet, wenn man anziehende Dinge erzählt; sehet euch. Ursula wird uns das Abenteuer erzählen, das ihrer Mutter begegnet ist."

Urbain, noch ganz aufgeregt durch Blanca's Ruß, beginnt eine Geschichte, die er am Morgen erfunden hat und die Margarethen entzückt, weil sie ihr die wunderbare Kraft des Talismans beweist. Nach beendigter Erzählung verlangt die Alte die Reliquien zu betrachten, da sie überzeugt ist, daß sie, wenn sie sie des Abends berührt habe, bei Nacht in ihrem Zimmer weniger Gefahr laufe. Blanca unterhält sich hierauf mit Urbain und singt ihm mit gedämpfter Stimme eines von den Liedern, die sie weiß. Das offenerzige Kind kennt die angebliche Ursula erst seit einem Tage und schon betrachtet sie sie als ihre Schwester, nennt sie ihre Freundin und erzählt ihr alle auf sie Bezug habenden Begebenheiten und Umstände; denn Blanca, die fern von der Welt erzogen worden ist, hat ihre Gesinnungen nicht verbergen und das, was sie nicht fühlt, heucheln gelernt: ihr Herz ist rein und ihre Worte sind nur das Organ dessen, was ihr dieses eingibt.

Blanca ermangelt nicht, Urbain den Schlußreim ihrer Lieblingsromanze zu singen und dieser bebt vor Freude, als er sieht, daß, der Vorsichtsmaßregeln des Barbiers ungeachtet, seine Töne sich in das Gedächtniß der schönen Blanca eingegraben haben, die zu ihm sagt: „Gleich das erste Mal, als ich Sie reden hörte, glaubte ich die Stimme zu vernehmen,

die bei Nacht unter meinem Fenster gesungen hat... ach, sie war sehr lieblich, diese Stimme!... die Ihrige, Ursula, gleicht ihr ein wenig. Schade, daß Ihnen die Romanze nicht bekannt ist, die man sang."

"Sie ist mir bekannt," sagte Urbain, "ich glaube es wenigstens, denn ich habe sie oft singen gehört, und dadurch habe ich sie meinem Gedächtnisse eingeprägt."

"Ah, welches Glück! singen Sie mir, Ursula, ich bitte Sie!"

"Aber wenn Herr Touquet..."

"O, er ist in seinem Zimmer; übrigens werden Sie ganz leise singen!... Ah, sehen Sie, Margarethe schläft, das ist eben recht, sie wird Sie nun nicht zurecht weisen."

In der That, die alte Magd ist über dem unaufhörlichen Beschauen des kleinen Stückes Tuch eingeschlafen. Urbain befindet sich fast ganz allein bei seiner Geliebten, sein Herz klopft vor Entzücken, lange Seufzer dringen aus seiner Brust, und er muß die Augen abwenden, um Blanca's reizenden Blicken nicht zu begegnen.

"Nun denn," sagte das liebenswürdige Kind zu ihm, ein wenig murrend, was sie noch verführerischer machte, "wollen Sie mir also nicht singen? Ach, das wäre sehr unartig, es macht mir so großes Vergnügen, diese Romanze zu hören... ich werde sie dadurch auch lernen... ich bitte Sie, Ursula, Sie sehen ja, daß Margarethe schläft; wohlán, schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab..."

„Ich Ihnen Etwas abschlagen! Ich werde singen, Mademoiselle.“

„O! Sie sind sehr gefällig; ich werde Sie mit dem größten Vergnügen umarmen.“

Urbain hatte nicht nöthig, durch eine so süße Belohnung aufgemuntert zu werden; er will sie auf der Stelle verdienen. Er singt und Blanca hört ihm mit Entzücken zu. Dem Antriebe seines Herzens nachgebend, gibt der junge Mann seiner Stimme noch mehr Ausdruck und Gefühl; unzweifelhaft ist seine Stimme jetzt keine weibliche mehr, und jede andere Person als die treuherzige Blanca würde diese Veränderung bemerken; allein sich ganz dem Wonnegefühle, das sie beseelt, überlassend, ist sie weit entfernt, die Wahrheit zu argwöhnen. Regungslos den Kopf nach Urbain hingebeugt und die Augen auf ihn geheftet, scheint sie zu befürchten, es möchte ein Wort für sie verloren gehen; auch ruft sie von Zeit zu Zeit aus: „Ach, mein Gott! das ist es... das ist das Nämliche... es macht den nämlichen Eindruck auf mich; ach, Ursula, singen Sie immer.“

Indessen hat der Gesang aufgehört, denn Urbain hat die versprochene Belohnung nicht vergessen. Einige Minuten scheint Blanca noch regungslos zuzuhören; endlich erwacht sie aus ihrer Entzückung und sagt: „Es ist sonderbar, was für einen seltsamen Eindruck diese Romanze auf mich macht.“

„Ist er unangenehm?“

„O nein! wenn das wäre, so wollte ich die Romanze nicht immer hören, und doch muß ich gestehen,

daß sie mich traurig macht. . . ich muß seufzen, wenn ich sie höre; doch das ist gleich, Ursula, Sie werden sie mich lehren, nicht wahr?"

"Ja, Mademoiselle, aber Sie haben mir versprochen. . ."

"Sie zu umarmen. . . O, von Herzen gerne."

Blanca läßt sich nicht bitten: sie drückt ihre rothen Lippen auf Urbains brennende Wangen; dieß Mal schickt sich dieser an, ihren Kuß zu erwidern, und schon hält er das junge Mädchen in seinen Armen, als Margarethe, während sie nießt, beinahe in das Feuer fällt und, aus ihrem Schläfe auffahrend, ausruft: „Gute, theure Schutzheilige, rette mich! ich sehe den schwarzen Mann und die Zauberin von Verberin!"

"Wie denn das, meine Beste," sagte Blanca, sich von Urbain entfernend, der untröstlich darüber ist, daß er nicht schneller gesungen hat.

"Wo," sagte Margarethe, sich die Augen reibend, „wie, wo? was habe ich gesagt?"

"Du hast gesagt, Du sehest die Zauberin!"

"Ach, das kommt wohl daher, weil ich an sie dachte. Wohlan, Ursula, es ist Zeit zum Fortgehen, mein Kind."

"Das ist Schade, ich wollte Ihnen ein Abenteuer erzählen, das meiner Tante begegnet ist, und das noch weit wunderbarer ist als die andern."

"Wohlan, das kann morgen geschehen," sagte Blanca; „nicht wahr, meine Beste, Du erlaubst es? Du siehst, daß mein guter Freund nichts merkt, und sollte er übrigens Ursula sehen und sich ärgern, so

würde ich den ganzen Fehler auf mich nehmen und ihn besänftigen."

"Nun denn, es sei so; wir werden morgen das Abenteuer ihrer Tante erfahren."

"Ja, Jungfer Margarethe... Ah! wollen Sie wohl die Güte haben, mir meinen Talisman zurückzugeben?"

"Ja, mein Kind, das ist nicht mehr als billig! Ach, mein Gott! wo habe ich ihn hingebracht? hat ihn mir der Satan weggestohlen, ich hatte ihn so eben noch in meiner Hand."

"Hier, meine Beste, hier ist er," sagte Blanca, nach dem Kamine zeigend; "Sie haben ihn in die Asche fallen lassen."

"Das ist, meiner Treu', wahr," erwiedert die Alte, das kleine Stück Tuch aufhebend; "ach, mein Gott! es ist ein wenig angebrannt..."

"O, das ist gleich, Mademoiselle," sagte Urbain, "das kann ihm nichts von seiner Kraft benehmen."

"Nein, gewiß nicht, mein Kind, und wenn es auch verbrannt wäre, so hätte auch die Asche noch die nämliche Eigenschaft."

Urbain nimmt seinen Talisman wieder, verabschiedet sich von Blanca, und ihr wiederholend: "Morgen sehen wir uns wieder!" verläßt er das Haus des Barbiers.

Mehrere Tage sind verflossen, und jeden Abend hat Urbain das Glück gehabt, Blanca zu sehen; dadurch, daß er immer neue Geschichten ersinnt, durch die er Margarethens Neugierde reizt, hat er die Alte

zu gewöhnen gewußt, ihm jeden Abend um sieben Uhr die Thüre des Hauses zu öffnen. Die Gegenwart der falschen Ursula ist für Blanca und Margarethen ein Bedürfniß geworden; die Letztere findet ein großes Vergnügen daran, Herengeschichten erzählen zu hören, und das junge Mädchen, ihre Lieblingsromanze einzuüben. Allein Margarethe schläft nicht immer, und auch während sie wacht, will Blanca, daß er ihr singen soll. Dieser gehorcht ihr; allein um der Alten keinen Verdacht einzufloßen, verfälscht er in solchen Fällen seine Stimme und Blanca ruft unwillig aus: „Ach, das ist nicht gut! Sie singen heute nicht so hübsch als gewöhnlich; das macht mir nicht mehr dasselbe Vergnügen.“

Während Urbain sich an dem Glücke berauscht, Blanca zu sehen und aus ihren Augen das sanfteste Gefühl schöpft; während das junge Mädchen sich ohne Zwang dem Vergnügen überläßt, das sie in Ursula's Gesellschaft findet, und dieser ihre geringsten Gedanken anvertraut; während endlich die alte Margarethe den Kopf voll von furchtbaren Erzählungen und der Zauberin von Verberin zugestoßenen wunderbaren Begebnissen hat, und sich gegen alle Schlingen des Teufels dadurch verwahrt, daß sie ihre Finger jeden Abend mit dem kleinen Stück Tuch des jungen Studenten reibt; was ging indessen in dem Lusthause des edeln Marquis von Villebelle vor? Bewohnt die brennende Julia es noch, und hat sich der Marquis die Mühe gegeben, ein wenig Liebe gegen die junge Italienerin zu heucheln, um sie zu unterwerfen?

Nachdem der Barbier den Lohn seiner Dienste empfangen hatte, bekümmerte er sich wenig mehr um das, was in dem Lusthause vorfiel. Chaudoreille, der die Aneipen nicht verließ, so lange er noch einiges Geld in der Tasche hatte, war einen Monat lang nicht bei dem Barbier erschienen; allein nach Verfluß dieser Zeit kam er gegen die Mitte des Tages bei seinem Freunde an.

Der Gascogner hatte ein noch längeres und hageres Gesicht als gewöhnlich, seine ganz zerrunzelte Krause hatte an mehreren Orten Löcher und die Federn seines Huts waren durch die Bandrose ersetzt, die früher den Griff seines Rolands geziert hatte.

Chaudoreille's jämmerliches Aussehen brachte den Barbier zum Lachen. „Woher kommst Du,“ sagte er zu ihm, „und was hast Du gethan, seit ich Dich nicht mehr gesehen habe?“

„Ich habe viel Unglücksfälle erlitten,“ sagte Chaudoreille, einen tiefen Seufzer ausstosend und aus seinem Gürtel den alten seidenen Beutel ziehend, den er schüttelt, ohne daß ein einziger Thaler herausfällt. „Du siehst es, mein Freund, wir sind bis auf die Null heruntergekommen...“

„Wie! Du hast nichts mehr von der Summe, welche ich Dir gegeben habe?“

„Keinen Heller mehr, mein Theurer! ich bin auf eine unwürdige Weise bestohlen worden...“

„Das heißt, Du hast gespielt?“

„Ja, ich habe gespielt, das ist wahr; sie haben mich auf eine niederträchtige Weise betrogen; wenn

sie sich wenigstens auf eine liebenswürdige Art dabei benommen hätten! Man weiß, daß es unter geschickten Leuten tausend artige Streiche gibt, um sich das Glück günstig zu machen... aber einen Freund berauben!... einen Mitbruder!... das ist schauerlich; ... ich werde mein Leben lang nicht mehr spielen. Sag' mir doch, soll ich in das Lusthaus des Marquis gehen und meinen Freund Marcel besuchen?"

"Ich verbiete es Dir im Gegentheil; ohne Befehl des Marquis darf es sich Niemand erlauben, dahin zu gehen."

"Das ist traurig; und was für ein Ende hat das Abenteuer genommen?"

"Was liegt Dir daran?... Uebrigens habe ich den Marquis seitdem nicht wieder gesehen... allein was kümmert mich diese Intrigue, sobald ich nichts mehr dabei zu schaffen habe; sie wird jedoch geendet haben wie alle anderen... Es ist eine Laune, die einige Tage gedauert haben wird... und eine andere wird ihr folgen..."

"Das ist richtig, allein es scheint mir, die Kleine habe Charakter. Sie hat mir sonderbare Sachen gesagt... sie hat mich unter Anderm gefragt, ob ich Deine Eltern kenne?"

"Meine Eltern?" sagte der Barbier mit sichtlicher Rührung; "das ist sonderbar."

"Ja, sehr sonderbar... ich habe ihr gesagt, Du seiest ein Rothringer; das ist Alles, was ich von Dir weiß."

„Meine Eltern!“ wiederholt Touquet, mit großen Schritten in dem Zimmer auf und ab gehend. „Ich wette Alles, daß ich keine mehr habe... mein armer Vater ist ohne Zweifel gestorben; ach! ich war in meiner Jugend ein böser Bube... Das Bedürfniß, meine Leidenschaften zu befriedigen, der Geschmack an dem Spiele, der Durst nach Gold ließen mich frühzeitig tausend Excesse begehen...“

„Ja, Jugendstreiche... ich kenne das... Was mich betrifft, ich wurde im sechsten Jahre gepeitscht, weil ich eine Hammelsteule aus einer Bratpfanne stahl; im zehnten, weil ich aus Zerstreuung den Beutel meiner Großmutter genommen hatte, um zu spielen; im zwölften nahm ich ein Kaninchen vom Bratspieße und steckte die Kaze meiner alten Tante an dessen Stelle, allein aus lauter Eifer, meinen Raub zu verbergen, vergaß ich, die unglückliche Kaze abzu ziehen, die nun mit sammt der Haut gebraten wurde: glücklicher Weise hatte mein Vater ein kurzes Gesicht, er glaubte, es sei ein kleiner Frischling; im fünfzehnten Jahre...“

„Ach, was liegt mir an dem, was Du gethan hast!“ ruft der Barbier ungeduldig aus; „hat Dir diese junge Frau nichts Anderes über mich gesagt?“

„Nein, allein wenn Du willst, daß ich zu ihr gehen und listig mit ihr schwätzen soll...“

„Schwachkopf! vergißt Du, daß sie die Maitresse des Marquis ist? Wenn ihre Herrschaft vorüber ist, werde ich sie sehen und erfahren...“

Der Barbier spricht nichts weiter, er antwortet

Chaudoreille nicht, und nachdem dieser mehrmals vergeblich wiederholt hat, daß er seit dem Abend des vorigen Tages noch nichts gegessen habe, und bemerkt, daß dieser nicht darauf achtet, verläßt er den Laden und murmelt erzürnt zwischen den Zähnen: „Die Leute, welche reich werden, sind stets gefühllos und fülzig... das ist ein Fehler, den ich nie haben werde.“

Einige Stunden nach dieser Unterhaltung begegnet der Barbier, während er sich zu seinen Kunden begibt, in der Nähe des Louvre dem glänzenden Billebelle, der, in seinen Mantel gehüllt, guter Dinge zu sein scheint.

„Ich habe gesiegt, mein Theurer,“ sagte er, Touquet unter eine Säulenhalle ziehend, wo man sie nicht hören konnte; „Julia hat sich ergeben; allein in der That, diese Eroberung ist weit schwieriger gewesen, als ich geglaubt hätte. Dieses junge Mädchen ist leidenschaftlich... ich habe sie glauben gemacht, daß ich sie liebe... in der That, ihr seltsamer Charakter, ihr Stolz in Verbindung mit ihrer Zärtlichkeit, die Sonderbarkeit ihres Betragens, ihrer Reden hat mich fast gefesselt... sie hat von Estrelle gesprochen... ich weiß nicht, wie sie dieses Abenteuer erfahren hat...“

„Dieses junge Mädchen weiß doch Alles,“ sagte der Barbier bei sich.

„Uebrigens,“ fährt der Marquis fort, „scheint es mir, daß sie Dich nicht sehr liebt, mein armer Touquet, Du bist schlecht bei ihr angeschrieben: sie sagt, Du seiest ein Meister in der Spitzbüberei...“

„Wie, gnädiger Herr?“

„Sie schlug meine Geschenke aus, wollte nur meine Liebe; das ist in der That herrlich! Dessen ungeachtet habe ich ihr ein eigenes Logis gemiethet... ich wollte sie nicht in meinem Lusthause lassen, dieß würde mich belästigt haben... bei meiner Ehre, ich glaube, daß ich sie ein wenig liebe... allein ich habe so eben zwei sehr hübsche Frauen in das Juwelen-Magazin da unten treten sehen... ich will mich dahin begeben, um sie näher näher zu betrachten...“

Mit diesen Worten entfernt sich der Marquis eilig, und der Barbier kehrt in seine Wohnung zurück, an Julia denkend und betrübt darüber, daß er von dem Marquis nicht erfahren konnte, in welche Wohnung er die junge Italienerin gebracht hat.

Chaudoreille hat das Haus des Barbiers in sehr übler Laune verlassen: ein leerer Magen stimmt den Geist zur Schwermuth. Der gascognische Ritter ist, während er über den Egoismus der Menschen, die Laune des Glücks und die Art, auf welche er beim Piquet durch irgend einen feinen Betrug gewinnen könnte, philosophische Betrachtungen anstellt, auf dem Marktplatz Saint Germain angekommen. Außer den verschiedenen Schauspielen, die man an diesem Orte sehen konnte und die den Zweck hatten, die Gaffer, die Fremden und die jungen Edelleute, welche nach Paris kamen, um da den Ton und die Manieren des Hofes zu lernen, herbeizulocken, spielte man hier verschiedene Karten-, Würfel- und Regelspiele.

Chaudoreille geht unter den Gruppen umher,

welche sich um die Spiele herum gebildet haben, blickt mit gierigem Auge auf das vor den Kaufläden zur Schau liegende Backwerk, und macht vor den Schenken Halt, da er wenigstens die Wohlgerüche der Küche einathmen will. Allein solche Genüsse sind sehr wenig geeignet, einen nüchternen Magen zu beschwichtigen. „Alle Teufel!“ sagte Chaudoreille plötzlich zu sich, sich seinen Hut tiefer in's Gesicht drückend und seine Krause gegen sein Kinn emporziehend, „es soll nicht gesagt werden, daß ich nicht zu Mittag speise; ein Mann von Genie hat stets Hülfquellen, und sein Geist muß ihm verschaffen, was sein Beutel ihm verweigert.“

Als bald schreitet der Ritter entschlossenen Tritts vorwärts, und durch die Menge dringend, nimmt er seine Richtung nach dem Orte, wo zwei Landjunker Regel spielten und weißen Wein tranken. Chaudoreille betrachtet sie eine Zeit lang mit forschendem Blicke, dann schreitet er, den günstigen Augenblick wahrnehmend, auf eine solche Art durch das Spiel, daß ihm die Kugel, welche einer von den Spielern so eben abgeschleudert hat, an die Beine fliegen muß.

„Weg, weg!“ ruft der junge Mensch, welcher die Kugel abgeworfen hat; allein Chaudoreille stellt sich, als höre er ihn nicht, und bleibt nicht eher stehen, als bis er getroffen ist. Er schneidet, den Wurf empfangend, furchtbare Geberden, und sinkt zu Boden, die Worte murmelnd: „Alle Teufel, das ist ein Mittagessen, welches mich theuer zu stehen kommt.“

Die zwei Spieler eilen auf ihn zu, heben ihn

auf und entschuldigen sich, obschon sie keine Schuld an diesem Vorfalle haben; allein Chaudoreille ist so blaß, er scheint so sehr zu leiden und macht so jämmerliche Verzückungen, daß die zwei jungen Leute dadurch gerührt werden. Sie bieten ihm zuerst ein Glas Wein an, damit er sich wieder erholen möge: der Verwundete schlägt ihr Anerbieten nicht aus und trinkt drei Gläser nach einander; er kann noch nicht gehen, man macht ihm den Vorschlag, sich in eine benachbarte Schenke zu begeben: er läßt sich nicht bitten; die zwei Landjunker wollen zu Mittag speisen, sie fragen Chaudoreille, ob er nicht bei der Partie sein wolle: unser Held setzt sich mit ihnen an den Tisch, ißt und trinkt für vier Mann, ertheilt ihnen Unterricht im Regelspiel, und da er bemerkt, daß er es mit Neulingen von sanftem und nicht sehr kriegerrischem Charakter zu thun hat, steht er nach dem Nachtsche auf und verlangt von ihnen eine Pistole, als Entschädigung für den Wurf, den er erlitten hat.

Die zwei jungen Leute blicken sich erstaunt an und sehen ein, daß sie gepreßt worden und mit einem sehr undelikateten Herrn in Gesellschaft gewesen sind; allein Chaudoreille bleibt aufrecht stehen, die linke Hand in die Hüfte gestemmt, mit der Rechten den Griff seines Rolands streichelnd, die Augen wie ein Verdammter umherrollend und seine Anebelbärte mit der Zungenspitze beleckend. Die armen Landjunker, die keinen Streit mit einem Menschen anfangen mögen, der entschlossen scheint, Alles zu zerhauen, wenn man ihn nicht befriedigt, beeilen sich, ihrem Liebens-

würdigen Gaste die verlangte Summe darzureichen. Dieser empfängt sie mit einem liebenswürdigen Lächeln, grüßt sie dann in dem Tone eines Menschen, der über sich selbst entzückt ist, und sagt zu ihnen: „Auf Wiedersehen, meine jungen Freunde; suchen Sie sich an die Hauptstreiche zu erinnern, die ich Sie gelehrt habe.“

Nachdem er dieses gesprochen hat, entfernt sich der Ritter schnell und denkt nicht mehr an den Kugelfwurf. Da er einen vollen Magen und eine Pistole in der Tasche hat, so ist er mit seinem Tagewerke sehr zufrieden; der weiße Wein, den er im Uebermaße genossen hat, erweckt in ihm die Lust zu Abenteuern: er fühlt sich vorzüglich zur Zärtlichkeit sehr aufgelegt. Allein wenn Bacchus die Eigenschaft hat, daß er unternehmend macht, so sind der Geruch des Weins und die Reden eines betrunkenen Menschen keine günstigen Hülfsmittel in der Liebe. Es ist schon längst Nacht, als Chaudoreille von dem Marktplatze Saint-Germain zurückkommt; alle Frauen betrachtend, denen er begegnet, und zwischen den Zähnen murmelnd: „Alle Teufel, ich muß diesen Abend eine Eroberung machen... ich fange an, meiner Zuchtstute müde zu werden, die fünfundvierzig Jahre alt ist und deren eines Bein kürzer ist als das andere... es ist wahr, sie überhäuft mich mit Artigkeiten, sie wäscht mein Weißzeug und bessert meine Krause aus, allein eine kleine Untreue im Vorübergehen... meine Venus wird nichts davon erfahren...“

Chaudoreille ist in der Straße Montmartre ange-

kommen, als er ein Frauenzimmer in der Tracht einer Bäuerin an sich vorübergehen sieht. Sie ist allein, der Ritter blickt nach ihr und kehrt plötzlich wieder um, ihr zu folgen. Die Haltung der Dame hat etwas Entschlossenes, das dem gasconischen Ritter gefällt, allein sie läuft schnell und er muß der ganzen Schnelligkeit seiner Füße aufbieten, um ihr nachzukommen. Neben ihr angekommen, will der Galan das Gespräch mit den hübschen Redensarten anknüpfen, welche bei jenen Herren gebräuchlich sind, die ihre Liebesbedürfnisse auf der Straße befriedigen und beim Scheine der Laternen auf Eroberungen ausgehen. Man antwortet dem Ritter nichts, sondern verdoppelt seine Schritte. Unser Held läßt sich nicht abschrecken, trabt fort, den Liebenswürdigen spielend, tritt in die Gasse, die er nicht bemerkt, und bespritzt seine Schöne mit Roth, während er ihr Süßigkeiten sagt.

Indessen hat die Person, der er folgt, die Straße St. Honoré erreicht. In einer geringen Entfernung von der Straße des Bourdonnais entschließt sich Chaudoreille, der immer noch keine Antwort erhält und es nicht bei seinen Complimenten bewenden lassen will, die großen Mittel zu versuchen: er nähert sich der Bäuerin und mit seiner Hand an ihren Röcken umhergreifend, zwickt er Alles, was in seinen Bereich kommt, mit Zärtlichkeit; als Lohn für diese Handlung empfängt er alsbald eine so derbe Ohrfeige, daß ihn diese auf eine vier Schritte von da entfernte Steinsäule schleudert.

Urbain begab sich seiner Gewohnheit gemäß zu Blanca, als er unterwegs Chaudoreille's Eroberung gemacht hatte. Nachdem er sich ihn auf eine so heroische Weise vom Halse geschafft hat, eilt er nach dem Hause des Barbiers, tritt in die Hausflur, die man ihm öffnet, und kommt zu Blanca, noch ganz aufgereggt von dem Abenteuer.

„Was haben Sie aber, meine liebe Ursula,“ sagte Blanca zu ihr, „Sie scheinen sehr aufgereggt...“

„Ja, in der That,“ antwortet Urbain, „so eben in der Straße... schlugen sich zwei Menschen, dieß hat mich erschreckt...“

„Armes Kind,“ sagte Margarethe, „allein hatte sie ihren Talisman nicht bei sich?“

„O ja, Mademoiselle, dessen ungeachtet war es mir bange.“

„Ich glaube es Ihnen gern,“ sagte Blanca, „allein erholen Sie sich, meine theure Freundin.“

Blanca's sanfte Worte haben Urbain sein Abenteuer bald vergessen gemacht. Seinem Versprechen gemäß muß er eine sonderbare Geschichte erzählen, die einem seiner Vetter begegnet ist; er hat es den Tag zuvor versprochen und Margarethe beeilt sich, ihn zu hören. Die alte Dienerin hat Zerstreuung nöthig, sie hat in der verflossenen Nacht einen schrecklichen Traum gehabt und des Morgens bei ihrem Erwachen eine Fledermaus an ihrem Fenster erblickt: das Alles ist sehr beängstigend und den ganzen Tag über ist Margarethe nicht ruhig gewesen.

Urbain beginnt seine Erzählung, er wird zuweilen

durch den Regen unterbrochen, der prasselnd und in Strömen herabfällt und den der Wind gegen die Fenster wirft.

„Welch' schreckliches Wetter!“ sagte Blanca.

„Ja,“ sagte Margarethe, dem Feuer bei jedem Windstoße näher rückend, „diese Nacht wird uns sehr wenig Ruhe gönnen... ich weiß nicht, aber es scheint mir, daß mir etwas Außerordentliches begegnen muß; diese Fledermaus, welche ich bemerkt habe... und in meinem Traume alle diese Leute, die auf Besenstielen zum Sabbat ritten... ah, das deutet viele Dinge an!“

„Sicherlich,“ sagte Urbain, und die Alte schließt, um sich zu ermuntern, den Talisman heftig und fest in ihre Hände.

Urbains Geschichte hat sehr lange gedauert und Margarethe nichts gesagt, weil sie mit dem Schlafengehen keine Eile hat. Blanca, die sich nie anders als ungern von Ursula trennt, ließ sich's eben nicht angelegen sein, ihr zu bemerken, daß es spät sei, und von dem jungen Studenten läßt es sich nicht erwarten, daß er zuerst an's Weggehen denkt.

Indessen schlägt die Glocke und man zählt elf Uhr. „O Himmel, elf Uhr!“ ruft Blanca aus.

„Ach, mein Gott!“ sagte Margarethe behebend, „in einer Stunde ist es Mitternacht!“

„Aber, meine Beste, Ursula kann nicht so spät und bei solchem Wetter nach Hause kehren... still, hören Sie den Regen?... er fällt in Strömen herab... bei solcher Witterung nach dem Thore St. Antoine zu gehen... das ist unmöglich.“

„Es ist gewiß,“ sagt Urbain, „daß die Wege sehr schlecht sind... es sind keine Laternen da und oft tritt man in Löcher, die man nicht bemerkt.“

„Arme Ursula, Ihr Talisman würde Sie nicht gegen den Regen schützen, nicht wahr?“

„Es ist wahr, er schützt nicht gegen den Regen,“ antwortet Urbain seufzend.

„Was anfangen?“ sagte Margarethe.

„Die Sache ist ganz leicht zu machen, meine Beste,“ ruft Blanca aus, „Ursula wird bei mir schlafen und morgen, sobald der Tag graut, wird sie sich geräuschlos entfernen... wollen Sie, Ursula?“

Urbain kann einige Minuten lang nicht antworten, denn Blanca's Worte: „sie wird bei mir schlafen,“ haben ihm seine ganze Besinnung beraubt, und er weiß nicht mehr, woran er ist. Endlich stammelt er mit bebender Stimme: „Wenn Sie es erlauben... Mademoiselle... ich bin es zufrieden...“

„Ja, sicherlich erlaub' ich es... nicht wahr, meine Beste, wir können sie bei solchem Wetter nicht gehen lassen?... antworten Sie doch!“

Margarethe, die nichts Schlimmes dabei sieht, daß die Bäuerin bei Blanca schläft, findet zudem einen großen Vortheil dabei, denn sie hofft die kostbare Reliquie die ganze Nacht über zu behalten, und da ihr Geist von der Idee ergriffen ist, daß ihr irgend ein Unglück begegnen müsse, so scheint ihr der Besitz des kleinen Stückes Tuch für diese Nacht eine Wohlthat der Vorsehung.

„Es ist wahr,“ sagte sie endlich, „daß die Wit-

terung schrecklich ist... und wenn Ursula nicht vergift, vor Tagesanbruch wegzugehen..."

"O ja, meine Beste; wenn sie schläft, so verspreche ich Dir, sie aufzuwecken."

"Nun, dann mag sie bleiben... ich habe nichts dagegen."

"Ach, welches Vergnügen!" ruft Blanca aus, "wir werden zusammen schlafen, Ursula... o, wie unterhaltend das ist... Was mich betrifft, ich habe noch nie bei Jemand geschlafen... dieß wird das erste Mal sein... man kann schwätzen, lachen..."

"Nicht doch, nicht doch," sagte Margarethe, "ihr müßt vielmehr schlafen, sonst würdet ihr ein Geräusch machen und der Herr könnte es hören..."

"Nun denn, wir werden schlafen, meine Beste," antwortet das liebenswürdige Kind und fügt, Urbain in's Ohr flüsternd, hinzu: "Wir werden ganz leise sprechen."

"Nun, in diesem Falle entferne ich mich," sagte die alte Dienerin, die den Talisman, den sie in den Händen hielt, zurückzugeben zögerte. "Meine theure Ursula," sagte sie endlich, "sie hat hier nichts zu fürchten; wollte sie mir nicht erlauben, ihren Talisman nur diese Nacht zu behalten, weil ich in einer Kammer schlafe, in der es nicht sicher ist, und diese Fledermaus schwebt mir noch immer vor Augen."

"O, behalten Sie ihn, Jungfer Margarethe," sagte Urbain, "so lange es Ihnen Vergnügen macht."

"Ja, ja, behalte ihn, meine Beste," sagte Blanca,

„zudem haben wir ja den meinigen; wir haben Beide an ihm genug, nicht wahr, Ursula?“

„Ja, ich glaube wenigstens...“

Margarethe, entzückt, die ganze Nacht hindurch eine Schutzwache zu besitzen, zündet die Lampe an und läuft nach der Thüre, indem sie sagte: „Gute Nacht, meine Kinder, gute Nacht! Ach Gott, welcher Windstoß! Ursula, sie muß morgen vor Tagesanbruch auf sein.“

„Ja, Mademoiselle.“

„Legt euch schnell zu Bette und löscht euer Licht aus, damit man nichts merkt.“

„Sei ruhig, meine Beste,“ sagte Blanca, „es wird bald geschehen.“

Margarethe nimmt ihre Lampe und verläßt das Zimmer. Blanca macht die Thüre hinter ihr wieder zu. „Schließen Sie sich gut ein,“ sagt die Alte zu ihr.

„Ja, meine Beste,“ antwortet das junge Mädchen und schiebt den Riegel vor.



